

491

suhrkamp
nova

TAGE

**In den Tunneln
der Hamas**

ELI SHARABI

Eli Sharabi

491 Tage

In den Tunneln der Hamas

Aus dem Englischen von
Ursula Kömen

Suhrkamp

Zur optimalen Darstellung dieses eBook wird empfohlen, in den Einstellungen *Verlagsschrift* auszuwählen.

Die Wiedergabe von Gestaltungselementen, Farbigkeit sowie von Trennungen und Seitenumbrüchen ist abhängig vom jeweiligen Lesegerät und kann vom Verlag nicht beeinflusst werden.

Um Fehlermeldungen auf den Lesegeräten zu vermeiden werden inaktive Hyperlinks deaktiviert.

Die Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel **הַטָּוֶה** bei Sella Meir Press, Tel Aviv.

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2025

Der vorliegende Text folgt der deutschen Erstausgabe, 2026.

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2026

© Eli Sharabi, 2025

Der Inhalt dieses eBooks ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Umschlaggestaltung: Kosmos Design, Münster

Umschlagfoto: Tim Mossholder/pexels.com

eISBN 978-3-518-78708-3

www.suhrkamp.de

Für Lianne, Noiya und Yahel – und meinen Bruder Yossi

491 Tage

1

Fünf Terroristen dringen in unser Haus ein, die Waffen im Anschlag. Wir tragen Schlafanzüge – sie Uniformen, Schutzhelme und Kalaschnikows. Sie haben uns gefunden: mich, meine Frau Lianne, unsere wunderschönen Töchter Noiya und Yahel. Und unsere Hündin. Wir befinden uns in unserem Schutzraum, einem verstärkten Zimmer in unserem Haus, das uns vor Raketenangriffen schützen soll – nicht vor Eindringlingen wie diesen. Die Hündin bellt in ihrer Bedrängnis. Sie mag keine Fremden. Die Schüsse der Terroristen folgen dem Gebell, der Lärm ihrer Salven hallt von den Wänden wider. Es ist ohrenbetäubend. Lianne und ich werfen uns schützend auf die Mädchen, vergewissern uns, dass sie unverletzt sind. Schreien die Terroristen an, sie sollen aufhören. Wir flehen sie an. *Habt keine Angst*, erwidern sie auf Arabisch und verlangen, dass wir ihnen unsere Handys geben.

Ich schaue meinen Töchtern in die Augen. Noiya ist sechzehn Jahre alt. Yahel erst dreizehn. Ich versuche, ihnen Mut zuzusprechen, erzähle ihnen, dass alles gut wird. Sie schreien nicht. Sie weinen nicht. Sie sagen kein Wort. Sie sind vor Angst wie versteinert.

Niemals werde ich das Entsetzen in ihren Augen vergessen.

—

Ich weiß, dass alle sagen, es habe um 6.29 Uhr begonnen.

Ich erinnere mich nicht an 6.29 Uhr.

Ich erinnere, dass das Handy meiner Frau wie verrückt piept und uns alle am Schabbatmorgen aufweckt. Am jüdischen Feiertag Simchat Tora. Am 7. Oktober 2023.

Lianne hatte eine App heruntergeladen, die jedes Mal, wenn es Raketenalarm in der Nähe gab, ein Warnsignal auslöste. Ich mochte diese App nicht besonders. Ständig versetzte sie das ganze Haus in Panik. Aber

Lianne bestand darauf. Und heute weckt uns diese App. Lianne springt aus dem Bett, um Noiya zu wecken, die im oberen Stockwerk schläft, ich wecke Yahel, sie schläft im Erdgeschoss, so wie wir. Lianne beruhigt Noiya, ich Yahel. Es gibt Raketenbeschuss aus Gaza, erklären wir ihnen. Sie wissen, was nun folgt. Immer, wenn das passiert, eilen wir alle – ich, Lianne, Noiya, Yahel und unsere Hündin – in Yahels Zimmer, das auch unser Schutzraum ist. Niemand gerät in Panik. Das ist nicht unser erstes Rodeo. Wir kennen den Ablauf zur Genüge. Unser Haus im Kibbuz Be'eri liegt keine fünf Kilometer von Gaza entfernt. Auch wenn die Raketen nicht über dem Kibbuz runterkommen, können wir jedes Mal beobachten, wie der Iron Dome sie abfängt.

Wie sind die Detonationen gewohnt.

Im Schutzraum schalten wir den Fernseher an, und langsam begreifen wir: Dieses Mal passiert hier etwas weitaus Größeres. Der Raketenalarm beschränkt sich nicht auf den westlichen Negev, nicht auf die Städte und Dörfer entlang der Grenze zu Gaza – das hier ist gravierender. Und trotzdem, immer noch kein Grund zur Panik. Als die Sirenen kurz aussetzen, verlasse ich den Schutzraum, um Lianne und den Mädchen Tee zu kochen. Wie man es von jemandem erwarten darf, der in England aufgewachsen ist, hat Lianne unsere Töchter zu Teeliebhaberinnen erzogen. Ein Morgen, der nicht mit einer Tasse englischem Frühstückstee beginnt, ist nicht vorstellbar. Das ist Tradition bei uns. Ich kehre mit einer Kanne Tee in den Schutzraum zurück, und während wir die Sirenen draußen hören (sie haben wieder eingesetzt), trinken wir Tee und schauen Nachrichten im Fernsehen.

Und dann – sehen wir es. Im Fernsehen werden Bilder von maskierten, bewaffneten Männern auf weißen Toyota-Pick-ups gezeigt, die durch die Straßen von Sderot fahren. Die Stadt ist keine zwanzig Kilometer von uns entfernt. Mir steht der Mund offen. Etwas nie Dagewesenes passiert hier gerade.

Unser lokales Sicherheitsteam fängt an, uns per WhatsApp auf dem Laufenden zu halten. Zunächst warnen sie, es sei möglich, dass Terroristen in den Kibbuz eingedrungen sind. Dann ist es Fakt: Terroristen sind im

Kibbuz.

Ungefähr zeitgleich werden auch die ersten Bilder von einem Angriff in der Nähe des Kibbuz Re'im übertragen, nur wenige Kilometer von uns entfernt. Es wird berichtet, dass ein Rave, der dort über Nacht stattfand, das Nova-Festival, sich rasch in ein Blutbad verwandelt hat, als Terroristen auf offenem Feld eine wilde Schießerei eröffneten. Wir sehen völlig chaotische Szenen, junge Männer und Frauen, die blutüberströmt und in Panik durch Weizenfelder rennen. Ich versuche Lianne und die Mädchen zu beruhigen. »Selbst wenn Terroristen in den Kibbuz eingedrungen sind«, versichere ich ihnen, »werden es nicht mehr als zwei oder drei sein.«

Weitere Nachrichten erreichen uns, und meine Einschätzung wirkt zunehmend absurd. Nicht nur in Re'im oder Sderot oder Be'eri – auch in Ofakim befinden sich bewaffnete Kämpfer, auf dem Weg nach Netivot, in jedem Kibbuz in der näheren Umgebung. Immer mehr Informationen erreichen uns und die Mädchen über unsere diversen WhatsApp-Gruppen. Das Sicherheitsteam warnt über WhatsApp: Sie sind auf Terroristen gestoßen. Es gibt Verletzte.

Wenn es Verletzte gibt, dann steht die Sache nicht gut.

Meldungen strömen herein. *Bing. Bing. Bing.* Wir kleben an unseren Telefonen, mit jedem Update wird das Bild düsterer, noch beklemmender. Die Nachrichten in unseren Gruppen-Chats – vom Kibbuz, der Elterngruppe, der Jugendgruppe, Freunden – sind schlicht nicht vorstellbar. *Sie haben meine Mama erschossen!*, schreibt eine von Yahels Klassenkameradinnen, ein dreizehnjähriges Mädchen, das nur ein paar Hundert Meter entfernt von uns wohnt.

Die Wahrheit tritt ans Licht: Dutzende Terroristen sind in den Kibbuz eingedrungen. Sie gehen von Tür zu Tür, stürmen die Häuser, brechen in die Schutzräume ein. Stehlen sogar Autos. Von der israelischen Armee ist weit und breit nichts zu sehen.

Wenn sie Autos stehlen, können sie auch Menschen nach Gaza verschleppen.

Gaza ist direkt nebenan, gleich hinter dem Zaun.

Wo bleibt die Armee, um uns zu beschützen?!

Als Lianne ihrer Familie in England schreibt, verständigen wir uns wortlos, nur über Blicke. Sie hält ihr Telefon hoch, um mir Nachrichten zu zeigen, die sie erhält. Terroristen sind gerade bei diesem Mann ins Haus eingebrochen, bei jener Frau gewaltsam eingedrungen. Wir wohnen in einem Kibbuz, einer kleinen, kollektiv organisierten Siedlung. Jeder kennt jeden. Ich weiß, wo jedes einzelne Haus steht, weiß genau, wie viele Menschen dort leben, wer sie sind.

Ich schleiche aus dem Schutzraum, sperre die Eingangstür zu und schließe alles, was sich schließen lässt: Fensterläden, Türen, Fenster. Wir hören dumpfe Schläge, dann ein Kratzen. Die Terroristen versuchen, durch die Fensterläden einzudringen. Ich schließe die Tür des Schutzraums und halte die Klinke fest. Wie bei fast allen Schutzräumen in privaten Wohnhäusern in Israel lässt sich die Tür nicht von innen verschließen. Diese Räume sind so konzipiert, dass sie vor Raketenangriffen schützen, nicht vor Eindringlingen. Jedenfalls gelingt es den Terroristen nicht, in unser Haus einzubrechen, und sie ziehen weiter, zur nächsten Tür. Ich lasse die Tür des Schutzraums erst wieder los, als ich sicher bin, dass sie weg sind. Wir hoffen, dass es das war, dass sie weitergezogen sind. Aus den hereinströmenden Nachrichten erfahren wir, dass die Terroristen Molotowcocktails in die Häuser unserer Nachbarn werfen, sie in Brand setzen, während sich die verängstigten Familien darin verbarrikadieren. Wir beschließen, keinen Widerstand zu leisten oder uns zur Wehr zu setzen, wenn die Terroristen zurückkommen sollten. Wir hoffen, so die Mädchen zu schützen und verhindern zu können, dass die Terroristen auf uns schießen.

Es ist jetzt 10.45 Uhr. Normalerweise würden wir um diese Uhrzeit, an einem Schabbatmorgen, zusammensitzen und als Familie gemeinsam essen. Manchmal essen wir *jachnun*, dann wieder kocht Lianne *schakschuka*. Aber es ist kein solcher Samstag. Wir sitzen seit mehr als vier Stunden im Schutzraum fest.

Klirr. Das war das Fenster im Treppenhaus. Mit seinem Blick auf die umgebenden Felder ist es das einzige Fenster im ganzen Haus ohne Fensterläden. Ich höre, wie ein Terrorist hindurchklettert und dann zur

Eingangstür geht, um sie für die anderen zu öffnen. Die Terroristen stürmen das Haus und sind nur Sekunden später am Schutzraum.

Die Tür geht auf. Sie zerren uns heraus. Das Wohnzimmer ist noch voller Luftballons von Liannes und Noiyas Geburtstagen. Sie haben beide im Oktober Geburtstag, deshalb haben wir zweimal in dieser Woche gefeiert. Die fünf Terroristen, die in den Schutzraum eingebrochen sind, sind nicht allein. Da sind noch fünf weitere, zudem noch ein Kommandeur, der Befehle brüllt. Sie agieren eingeübt, wissen genau, was sie tun. Zwei Terroristen fesseln mich. Ich bin mir sicher, dass sie mich entführen wollen, daran habe ich nicht den geringsten Zweifel. »*British passport! British passport!*«, ruft Lianne und will damit zu verstehen geben, dass sie und die Mädchen britische Staatsbürgerinnen sind, und die Dokumente, die das beweisen, oben sind. Das haben wir vorher so abgesprochen. Wir sind überzeugt, dass die Terroristen es nicht wagen werden, sich mit Untertanen Seiner Majestät anzulegen. Meine Frau und Töchter sollten sicher sein.

Einer der Terroristen gibt mir ein Zeichen, dass ich nach oben gehen soll, um die Pässe zu holen. Ich beginne, die Treppe hinaufzusteigen. Die zerbrochene Fensterscheibe glitzert in der Sonne. Der Kommandeur wirft mir einen flüchtigen Blick zu und befiehlt seinen Männern, mich zurückzubringen. Mich halten sie im Wohnzimmer fest, die Mädchen schicken sie in die Küche, und Lianne, die immer noch Shorts und ein ärmelloses T-Shirt trägt, befahlen sie, sich anzuziehen.

Lianne geht in unser Zimmer. Ich bin direkt neben der Tür, werde von den Terroristen festgehalten. Ich sehe Lianne vor dem Schrank stehen, sie zögert, weiß nicht, was sie anziehen oder als Nächstes tun soll. »Lianne, dreh jetzt nicht durch«, sage ich zu ihr. Sie starrt mich an. Ihre Augen sagen alles: *Was zur Hölle willst du damit sagen, ich soll nicht durchdrehen?*

Ich gehe davon aus, dass Lianne und den Mädchen nichts zustoßen wird. Zu Lianne haben sie nur gesagt, dass sie sich anziehen soll. Außerdem haben alle drei einen britischen Pass. Und schließlich: Wenn die Terroristen uns hätten töten wollen, hätten sie uns doch schon im Schutzraum mit Kugeln durchsieben können, in fünf Sekunden wäre alles erledigt gewesen, und sie wären zum nächsten Haus weitergezogen.

Die Terroristen beginnen nun, mich aus dem Haus zu zerren. Ich bin barfuß. Ich kann die Mädchen nicht mehr sehen, sie sind in der Küche hinter mir, und die Terroristen drücken meinen Kopf nach vorne.

»Ich komme wieder!«, rufe ich ihnen zu, während mich die Terroristen nach draußen schleifen.

Ich kann sie nicht hören. Weiß nicht, ob sich mich gehört haben.

Die Terroristen zerren mich durch die Haustür nach draußen. Sie pressen mich zwischen sich, drücken meinen Kopf nach unten. Als es mir gelingt, den Kopf etwas anzuheben, erhasche ich einen Blick auf das Massaker, das gerade in meinem wunderschönen Kibbuz stattfindet. Die Häuser unserer Nachbarn brennen. Das Haus der Familie Or steht in Flammen. Auch das der Levs. Und der Zohars. Sie sind gute Freunde von uns ... Mit Yonat Or und Or Lev bin ich zusammen in die Schule gegangen.

Es wimmelt von bewaffneten Terroristen. Sie lachen, brüsten sich, fahren sogar auf den Fahrrädern der Nachbarn herum. Einer der Terroristen, die mich festhalten, bemerkt, dass ich aufgeschaut habe, und rastet aus, prügelt auf mich ein. Die Lesebrille, die auf meinem Kopf saß, fliegt herunter. Die bewaffneten Kämpfer schleppen mich zur Kibbuz-Umzäunung, die nur wenige Meter von unserem Haus entfernt ist. Wir wohnen in einem relativ neuen Viertel des Kibbuz, das Kerem heißt. Kerem liegt im nordwestlichen Teil der Gemeinde – der zum Gazastreifen gelegenen Seite.

Wir lassen den Zaun hinter uns. Die Terroristen schleifen mich in Richtung Norden. Während wir weitergehen, schlagen andere Terroristen, an denen wir vorbeikommen, auf mich ein. Einer tritt mir in die Rippen. Die Männer, die mich festhalten, versuchen die anderen von mir fernzuhalten. *Sie wollen mich lebend*, denke ich bei mir. Irgendwann schnappen sie sich das Stirnband eines anderen Terroristen und verbinden mir damit die Augen. Ich kann gerade so ein bisschen hindurchsehen.

Ich werde entführt. Ich begreife, dass das eine Katastrophe ist. Ich verstehe auch, was das bedeutet. Dass sie mich schlagen, macht mir nichts aus. Das spüre ich gar nicht. Denn in diesem Moment, als ich die Kibbuz-Umzäunung hinter mir lasse, in gleißender Sonne, inmitten von schwelenden Häuserruinen, mit einem Stirnband vor Augen, geschleift von Terroristen,

die mich an beiden Händen packen, bin ich mir zwar völlig im Klaren darüber, dass ich gerade nach Gaza entführt werde. Aber immerhin habe ich die Gewissheit, dass Lianne und die Mädchen zurückgelassen wurden – und ich konzentriere mich auf die eine Mission: zu überleben und nach Hause zurückzukehren.

Den alten Eli gibt es nicht mehr. Von nun an bin ich nur noch Eli der Überlebende.

Die Umzäunung am nordwestlichen Rand des Kibbuz ist offen wie ein Scheunentor. Dort steht ein Mann, der aussieht, als würde er einen Taxistand beaufsichtigen, den Verkehr regeln. Im Gegensatz zu den anderen ist er nicht vermummt. Er hat eine besondere Aufgabe. Er ist nicht bloß ein Terrorist; er ist ein Koordinator. Hier herrscht Ordnung, es gibt einen Plan. Logik in diesem mörderischen Wahnsinn.

Ich begreife, was hier vor sich geht. Die Terroristen laden die Geiseln in Fahrzeuge, die sie im Kibbuz gestohlen haben, und fahren sie darin in den Gazastreifen. Wir erreichen eine Art Sammelplatz. Zwei Terroristen schubsen mich in ein Auto. Ich erkenne das Fahrzeug, es gehört zum Kibbuz. Sie drücken mich hinten auf den Boden, und wir fahren los. Sie wissen nicht, dass ich Arabisch kann. Ich verstehe jedes Wort. Ich höre zu. Sie sind euphorisch. Selbst erstaunt über das, was gerade passiert. Außer sich vor Freude, dass die Erwartungen derart übertroffen wurden. Überrascht, dass sie Be'eri so mühelos bezwingen konnten. »*Hada millian, hada millian!*«, rufen sie sich zu. *Alles Millionäre, diese Juden!*

Sie werfen eine Decke über mich, ich liege auf dem Boden des Autos. Ich schwitze. Das Auto fährt durch langgezogene, kurvige Straßen. Ich bekomme mit, dass die Terroristen nervös werden. Sie fürchten, dass uns jeden Moment ein Luftangriff treffen wird. Davon gehe ich auch aus. Nach einer kurzen Fahrt halten sie an und zerren eine weitere Geisel ins Auto – einen thailändischen Arbeiter aus einem benachbarten Kibbuz. Sie kippen ihn auf mir ab.

Das Auto rast nach Westen. Ich kann nichts sehen, aber ich höre das langsame Knarzen von Eisen. Wir fahren durch ein Tor, vielleicht ein Checkpoint. Die Terroristen halten kurz an und sprechen mit jemandem

draußen. Dann fährt das Auto weiter und ich weiß, dass es vorbei ist.
Sie bringen uns hinein.
Nach Gaza.

2

Das Fahrzeug hält an. Die Terroristen zerren mich und den thailändischen Arbeiter heraus. Die Sonne brennt. Ich schwitze. Es war heiß im Auto, die ganze Fahrt über lag ich unter einer schweren Decke, auf mir noch eine weitere Person. Ich schwitze auch vor Angst. Die Terroristen führen mich aus dem Fahrzeug heraus, ich bin immer noch in die Decke gehüllt. Um uns herum ein riesiger Tumult. Ich höre eine laute, ekstatische Menschenmenge, und plötzlich greifen Hände nach mir. Viele Hände. Ein Meer von Menschen saugt mich auf, sie schlagen auf meinen Kopf ein, schreien, versuchen mich in Stücke zu reißen. Sie kämpfen um mich. Überall Verwünschungen und Pfeifen. Mein Herz pumpt, mein Mund ist trocken, ich kann kaum atmen. Ich bin erledigt. Die Hamas-Terroristen versuchen, den Mob zurückzudrängen, und nach einem kurzen Gerangel bekommen sie mich wieder zu fassen, zerren mich weg und schmuggeln mich schnell in ein Gebäude.

Es ist unser erster Stopp im Gazastreifen. Eine Moschee. Ich erkenne es, weil ich durch meine Augenbinde – die zu diesem Zeitpunkt nicht mehr fest sitzt – den Boden und die bunten Gebetsteppiche darauf sehen kann. Nachdem sie es nur knapp geschafft haben, uns vor einem Lynchmord zu bewahren, schlagen die Terroristen die Tür hinter uns zu.

In der Moschee ist es für einen Moment ganz ruhig. Ich kann mich selbst atmen und den thailändischen Arbeiter neben mir weinen hören. Die Terroristen führen uns in einen Nebenraum, wo sie uns die Augenbinden abnehmen und uns befehlen, uns auszuziehen. Ich blinzele, schaue mich um und sehe, dass wir uns in einem Raum befinden, der aussieht wie ein großer Sitzungssaal, mit einem langen Tisch und luxuriösen Stühlen, als wäre ich gerade in eine Vorstandssitzung eines US-amerikanischen Unternehmens hineingestolpert und nicht in eine Moschee. In Gaza. Mit zitternden Händen ziehe ich mir vor den neugierigen Blicken der Terroristen mein Shirt und

meine Hose aus, bis ich nur noch in Boxershorts dastehe. Sie beginnen, mich zu verhören. Sie sprechen mich auf Arabisch an, und ich antworte auf Arabisch. Dass ich Arabisch spreche, macht sie nervös. Allerdings sind sie sowieso nervös.

»Wie heißt du?«

»Eli Sharabi.«

»Woher kommst du?«

»Kibbuz Be'eri.«

»Bist du Soldat?«

»Nein, kein Soldat.«

»Kein Soldat?«

»Nein.«

Sie schauen sich an, dann wieder mich.

»Du bist ein Soldat«, erklärt ihr Kommandeur.

»Ich bin kein Soldat«, wiederhole ich.

»Wie alt bist du?«

»*Wahad wa-hamseen sneen*«, antworte ich auf Arabisch. *Einundfünfzig*.

»Einundfünfzig?«

»Ja, einundfünfzig.«

»Du bist ein Soldat!«

»Nein, ich bin kein Soldat. Ich schwöre, ich bin kein Soldat«, erwidere ich.

»Du bist jünger!«, behaupten sie.

»Nein, nein«, antworte ich. »Ich schwöre, ich bin einundfünfzig!«

Ich sehe, dass sie mir nicht glauben. Weder glauben sie, dass ich in keiner Verbindung zur Armee stehe, noch dass ich einundfünfzig Jahre alt bin. Sie halten mich für jünger, und meine Arabischkenntnisse machen sie misstrauisch. Sie befragen auch den thailändischen Arbeiter, der überhaupt nicht versteht, was sie von ihm wollen. Er spricht kein Arabisch, kein Hebräisch, nicht einmal Englisch. Sie schlagen ihn, als er nicht antwortet, woraufhin er wieder anfängt zu weinen. Ich schreite ein, um ihm zu helfen. Sein Name ist Kong, ich versuche, ihn zu beruhigen, ihre Fragen zu übersetzen und ihm zu erklären, was los ist. Mir ist klar, dass er meine

Unterstützung braucht, dass ich für seine Sicherheit sorgen muss.

Wenige Minuten später verbinden sie uns wieder die Augen, dieses Mal fest, und binden unsere Hände mit strammgezogenen Kabelbindern hinter unseren Rücken. Nun scheinen sie eine Strategie der Feindverwirrung zu verfolgen. Sie bringen uns von einem Ort zum anderen, von einer Gruppe Entführer zur nächsten. Von der Moschee führen sie uns in ein Auto, wo eine andere Zelle bereits auf uns wartet und uns zu einem anderen Gebäude fährt: vielleicht ein Haus, vielleicht ein Ladengeschäft, vielleicht erneut eine Moschee. Ich weiß es nicht. Wenige Minuten später bringen sie uns wieder woanders hin: ein weiteres Auto, eine weitere Gruppe, eine weitere Fahrt zum nächsten Gebäude. Insgesamt vier verschiedene Stationen. Dem Gespräch der Terroristen entnehme ich, dass der gesamte Ablauf wohlüberlegt und koordiniert ist. Sie wechseln die Teams, Standorte und Fahrzeuge, damit die IDF sie nicht lokalisieren kann. Nach dem letzten Stopp noch eine weitere kurze Fahrt, bis das Auto rückwärts einen kleinen Hang hinunterfährt und anhält. Sie ziehen uns heraus. Ich fühle Sand unter meinen nackten Füßen und denke: *Nur keinen Tunnel, bitte, Gott, keinen Tunnel.* Nicht der Albtraum, lebendig begraben zu werden. Nicht in der bodenlosen Unterwelt, im grauenhaften Tunnelsystem der Hamas ersticken – ohne Licht, Luft und ohne Aussicht auf Wiederkehr.

Sie schleifen uns mit sich, bis wir Beton unter unseren Füßen spüren, dann gehen wir eine Treppe hinauf. Jeder Schritt eine Erleichterung. Alles, was ich will, ist, über der Erdoberfläche sein, nicht darunter. Alles, was ich will, ist, nicht in eine Grube geworfen zu werden. Wir steigen einen Treppenlauf hinauf, dann noch einen. Auf halbem Weg habe ich das Gefühl, ein geschlossenes Gebäude betreten zu haben. Ich rieche Küchengerüche und frische Wäsche. *Das muss ein Wohnhaus sein.* Es ist ein beruhigendes Gefühl, drinnen zu sein. Oben angekommen, nach dem zweiten Treppenlauf, nehme ich eine Brise wahr, als würde der Wind durch ein noch unfertiges Stockwerk pfeifen. Die Terroristen führen uns in ein Zimmer und setzen uns auf ein Bett. Jemand bringt Wasser. Ich trinke ein paar Schlucke. Sie lösen die Kabelbinder, ich bedanke mich, erleichtert, dass meine Arme frei sind. Die Kabelbinder schmerzen entsetzlich, und ich bin

froh, dass sie ab sind. Aber nur eine Minute später kommen die Terroristen mit dicken Seilen zurück und fesseln uns erneut, dieses Mal noch fester. Sie binden uns wieder die Hände hinter den Rücken, fesseln nun auch unsere Beine. Die Seile sitzen so stramm, dass sie mir ins Fleisch schneiden. Meine Schultern krampfen von den hinter dem Rücken gefesselten Händen ... es ist pure Folter.

Während der folgenden drei Tage ist mein ganzer Körper ein einziger Schmerz. Ich kann an nichts anderes mehr denken als an meine *Hände, Schultern, Beine!* Und wieder: *Hände. Schultern. Beine.* Allmächtiger Gott! *Hände! Schultern! Beine!* Die Fahrt von Be'eri in den Gazastreifen war nicht lang, auch nicht die Fahrten zwischen den einzelnen Stopps, daraus schließe ich, dass ich nicht weit weg bin. Nicht weit weg von zu Hause, nicht tief in Gaza. In den ersten zwei Stunden meiner Entführung, als sie uns von einem Ort an den anderen gefahren und bevor wir dieses Haus erreicht haben, war ich überwältigt von Angst, in einem Modus des schieren Überlebenskampfes. Mein Körper und mein Verstand hatten noch nicht verarbeitet, was gerade geschieht. Aber als die Erkenntnis durchsickert und das Adrenalin abklingt, übernimmt der Schmerz – der reale körperliche Schmerz. Ich habe nur noch einen Wunsch, ein einziges Verlangen: Ich möchte meine Arme nach vorne nehmen können. Meine nach hinten überstreckten Schultern bringen mich um.

Die Terroristen, die uns hierhergebracht haben, ziehen sich zurück. Ein älterer Mann, er muss wohl der Vater des Hauses sein, ist unser Bewacher. Durch meine Augenbinde hindurch, die immer mal wieder ein bisschen verrutscht, erkenne ich einen hoch gewachsenen, breiten und kräftigen Mann mit weißem Haar. Er bringt uns ein oder zwei Mal am Tag etwas zu essen, steckt uns Pitastücke in den Mund. Ich flehe ihn auf Arabisch an, die Seile etwas lockerer zu binden oder mir zumindest die Hände vor dem Körper zu fesseln. Er weigert sich.

»Schlaf endlich!«, sagt er immer wieder zu mir.

»Ich kann so nicht schlafen«, sage ich. Er bleibt ungerührt.

Obwohl meine Augen noch verbunden sind, gewöhnen sie sich nach und nach an die Dunkelheit im Zimmer, in das sie uns gesteckt haben. Durch die

stramm sitzende Binde erkenne ich ein gewöhnliches Kinderzimmer. Ein kleines Bett, für uns zwei Matratzen auf dem Boden, eine Kommode, ein Schreibtisch, Regale. Das Zimmer hat zwei große Fenster: eins nach Süden und eins nach Westen. Die Fenster sind mit Sackleinen abgehängt, darauf die Buchstaben: UNWRA. Der Stoff ist vor den Fenstern angebracht, dunkelt aber nicht vollständig ab. Ich denke an Lianne und die Mädchen. An Yahels Zimmer. An die Schüsse. An das Zimmer, aus dem wir alle gerissen wurden. Ich denke an Liannes und Noiyas Geburtstagsballons. Immer wieder sehe ich vor mir, wie Lianne erstarrt vor dem Kleiderschrank steht, in Panik, nicht weiß, was sie tun soll. *Dreh jetzt nicht durch*, hatte ich zu ihr gesagt.

Sag mir einen Grund, warum ich nicht durchdrehen sollte!

Spätnachmittags an diesem ersten Tag, nach vielen Stunden der Stille, die ich verlassen auf der Matratze gelegen habe – setzen Israels Luftangriffe ein. Liegend versuche ich verschiedene Positionen einzunehmen, um den Schmerz in meinen Schultern zu lindern. Der Schmerz ist so heftig, dass mir die brennenden Abdrücke der Fesseln und die ohrenbetäubenden Bombardierungen vollkommen gleichgültig sind. Er nimmt mich völlig ein. Die Luftangriffe haben begonnen und setzen keine Sekunde lang wieder aus. Das ist nicht überraschend. Seit den frühen Morgenstunden war offensichtlich, dass etwas Ungeheuerliches vor sich geht. Und von der IDF war stundenlang weit und breit nichts zu sehen. Ich wusste so vieles nicht. Aber eines war mir völlig klar: Die mächtige israelische Armee wird irgendwann aufwachen und dann wird genau das passieren: Luftangriffe.

Zwischen den Bombardierungen vernehme ich das anhaltende Sirren einer Drohne. Auch dieses Geräusch verstummt nicht. Schnell wird mir klar, dass die israelischen Luftangriffe nicht das einzige furchterregende Geräusch sind. Auch *ihre* Raketen machen mir Angst. Die Raketen der Hamas. Ich kann hören, wie sie direkt neben uns abgefeuert werden, und realisiere, dass die Raketenwerfer ganz in der Nähe stehen müssen – vielleicht in den Häusern, vielleicht im Hof. Wenn die Raketen beim Start relativ leise sind, weiß ich, dass es sich um Kurzstreckenraketen handelt – jene, die bei uns zu Hause, in den Gemeinden entlang der Grenze zu Gaza einschlagen. Und wenn der Krach ohrenbetäubend laut ist, weiß ich, dass es

sich um Langstreckenraketen handelt – dann Sorge ich mich um jeden, auf den sie gerichtet sind. Ich weiß nur zu gut, wie es sich auf der anderen Seite anfühlt.

Immer wenn wir pinkeln müssen, packt uns der Vater oder einer der Söhne und führt uns aus dem Zimmer heraus, ins Badezimmer, wo er uns die Unterhose herunterzieht, damit wir uns erleichtern können. Es ist entwürdigend. Du stehst da, entblößt, mit verbundenen Augen, gefesselten Händen und Beinen, um diese intime Handlung zu vollziehen, nachdem ein anderer dir die Hose heruntergezogen hat. Und du weißt, dass er dich die ganze Zeit dabei im Auge behält.

In dieser ersten Nacht schlafe ich nicht. Draußen ertönt der Ruf des *muezzin*. Ich höre Geräusche, die mir nicht vertraut sind: Hundegebell, gedämpfte Stimmen von der Familie unter uns, nahe und ferne Luftangriffe. Drei Tage lang gelingt es mir kaum einzuschlafen. Ab und zu versinke ich in etwas, das ich nicht gut beschreiben kann: Werde ich ohnmächtig oder schlummere ich kurz ein? Ich weiß es nicht. Es ist unerträglich heiß, und wenn ich auf der Seite liege, rutscht mir die Augenbinde über Nase und Mund, und ich habe Angst zu ersticken. Ich rufe in Panik nach meinen Entführern. Der Vater kommt und richtet die Augenbinde. Manchmal schickt er auch jemanden, der wie eine jüngere Version seiner selbst aussieht. Kong neben mir weint unaufhörlich, ich versuche ihn zu beruhigen. Ich spiele ihm was vor, damit er sich besser fühlt. Wenn er ruhiger ist, kann ich mich auch selbst besser spüren.

Mein Herz pocht. Mein Herz brennt vor Sorge. Vor Heimweh. Vor Angst. Und mein Körper? Mein Körper schreit: *Hilfe!*

—

Nach drei Tagen in Gefangenschaft betreten zwei Männer unser Zimmer. Sie nehmen uns die Augenbinden ab und lösen die Fesseln. Ich seufze erleichtert auf und meine Schultern mit mir. Die Männer sind mit Kalaschnikows bewaffnet. Sie beäugen uns, ich beäuge sie. Sie sehen jung aus, um die dreißig. Der kleinere von beiden ist ein bisschen untersetzt, er wirkt ruhig. Der größere hat eine markante Narbe im Gesicht und macht

einen etwas mürrischen Eindruck. Der untersetzte heißt Sa'id; der mürrische Sa'ad. Später, im Tunnel, nennen wir Sa'id *Maske* und Sa'ad *Ausputzer*. Aber noch sind wir nicht in den Tunneln, wir befinden uns in einem Wohnhaus. Ausputzer und Maske versorgen meine Wunden von den strammen Seilen und fesseln mich und Kong anschließend mit Eisenketten an den Beinen. Unsere Hände können wir nun frei bewegen. Und auch keine Augenbinden mehr.

Als sie mich mit nacktem Oberkörper sehen, fragen sie mich nach einem großen blauen Fleck an meinem Arm. Ich habe keine Ahnung. Vermutlich stammt er von meiner Entführung, als die Terroristen mich fest angepackt haben. Ich merke, dass Maske und Ausputzer nervös sind. Aus dem, was ich zu diesem Zeitpunkt, und auch später noch, zufällig mithöre, schließe ich, dass sie die militärische Raffinesse der Israelis fürchten. Sie glauben, die IDF könnte mir einen Chip oder eine Art Tracker implantiert haben, mit dem sie beobachtet werden können. Wie schon die Terroristen, die mich in der Moschee verhört haben, sind sie erstaunt, dass ich Arabisch spreche, und können sich kaum vorstellen, dass ich nicht vom Schin Bet oder vom Mossad bin.

Ich fange an, sie zu studieren. Nach und nach lerne ich alles über sie. Mit den geschärften Sinnen eines Mannes, der sich nur auf sein Überleben fokussiert, rieche ich, beobachte ich, fühle ich. Anfangs kommunizieren Ausputzer, Maske, der Vater und die Söhne nur in knapp formulierten, funktionalen Sätzen, sie sind misstrauisch. Mit der Zeit sprechen sie mehr, ich höre mehr zu, sie hören mehr zu und ich spreche mehr.

Und ich lerne. Ausputzer zum Beispiel ist der religiösere und radikalere von beiden. Jeden Montag und Donnerstag fastet er. Er betet inbrünstig. Seine Handbewegungen sind fahrig, gebetsmühlenartig wiederholt er, dass es keinen Platz für Juden in diesem Land gibt und die Geiseln erst freigelassen werden, wenn alle palästinensischen Gefangenen in israelischen Gefängnissen frei sind. Ich erfahre, dass er vor einigen Jahren bei einem israelischen Luftangriff schwer verletzt wurde, daher auch die Narbe – und sein Zorn. Maske ist entspannter, er lächelt häufig schüchtern und mag süße Getränke. Wenn der Vater einkaufen geht, bittet Maske ihn,

ihm eine Cola oder eine Fanta mitzubringen. Ich lerne, dass sie Familie haben, Ehefrauen, Kinder. Sie versuchen, solche privaten Details für sich zu behalten, doch mit der Zeit lösen sich ihre Zungen. Und ich studiere sie.

Sie lagern ihre Waffen vor unserem Zimmer. Ich höre, dass sie sie nachts reinigen. Sie versichern mir, ich könne unbesorgt sein, soll keine Angst haben – sie würden uns beschützen. Ich studiere ihre und auch unsere, meine und Kongs, Routinen. Ausputzer und Maske beten fünfmal am Tag. Sie fordern mich auf, mich ihnen anzuschließen. Ich lehne höflich ab. Einmal gelingt es ihnen, Kong zu überreden. Wie sie wirft er sich nieder, spricht ihnen nach, brabbelt irgendetwas vor sich hin.

Maske spricht gern und viel. Er stellt mir viele, viele Fragen. Immer dieselben, wieder und wieder, als ob er versucht, mir eine Falle zu stellen, sehen will, ob ich beim zweiten oder dritten Mal etwas anderes antworte. Als wäre ich ein Mossad-Spion und er hat die Aufgabe, mich aufzudecken. Ich tue so, als würde ich offen mit ihm sprechen, dabei bin ich alles andere als frei. Jedes Wort werfe ich vorher in die Waagschale, bei ihm und den anderen. Ich passe auf, meinen nachrichtendienstlichen Hintergrund in der Armee nicht zu erwähnen, vermeide jede Anspielung auf meine Arbeit mit großen israelischen Rüstungsunternehmen. Auch politischen Themen gehe ich tunlichst aus dem Weg. Ich stimme ihm zu, wenn ich muss, nicke, wenn er die IDF beschuldigt, Krankenhäuser zu bombardieren oder Babys zu töten. *Ja, das ist furchtbar, sage ich dann. Krieg ist furchtbar.*

Und Maske redet *wirklich* viel. Er hält mir ganze Vorträge über seine Sicht auf die Welt. Über ihre Sicht auf die Welt. Dieses Land gehört ihnen. Das ganze Land. Ich soll zurück nach Marokko oder in den Jemen gehen, wo meine Großeltern herkamen. Dieses Land gehört mir nicht. Es wird keinen Frieden geben, solange wir, die Juden, auf ihrem Land leben.

Nach und nach erfahre ich auch mehr über die Familie, in deren Haus wir festgehalten werden. Anfangs verheimlichen sie ihre Namen, fordern mich auf, sie alle mit »Abu Achmed« anzusprechen. Aber jeden Morgen um 4 Uhr höre ich, wie der Vater seine Söhne mit Namen anspricht, wenn er sie zum Gebet weckt. Manchmal kommen auch ihre Freunde in den Hof und rufen von draußen ihre Namen. So finde ich heraus, wie die Jungen heißen:

Der älteste ist Achmed, der mittlere Mosab und der jüngste Jussuf.

Achmed ist die Nummer zwei im Haus. Er will zeigen, dass er schon ein echter Mann ist, tüchtig und stark. Wenn es in der Nähe einen Luftangriff gibt und wir ein Haus einstürzen hören, rennt er hinaus, um bei den Rettungsarbeiten zu helfen. Mosab bleibt auf Distanz. Über ihn etwas herauszufinden, ist nicht einfach. Jussuf komme ich am nächsten. Als er das erste Mal mit mir spricht, er bringt gerade das Essen nach oben, fragt er: »Was schätzt du, wie alt bin ich?«

Ich betrachte ihn einen Augenblick. »Fünfzehn oder sechzehn?« Er ist groß und kräftig gebaut, aber sein kindliches Gesicht verrät ihn. Jussuf lächelt, offenbart mir aber sein Alter nicht.

Ich lerne etwas über den Vater. Er ist stark, klug und sehr fromm. Im Haus gibt er den Ton an. Drinnen trägt er die traditionelle *Jalabiya*, ein langes, hemdartiges Gewand, aber wenn er auf die Straße geht, kleidet er sich modern: Jeans, Kragenhemd, glatt rasiertes Gesicht. Als er das erste Mal mit mir spricht, erzählt er mir, dass er in Tel Aviv auf dem Bau gearbeitet hat und aus dieser Zeit noch ein bisschen Hebräisch kann. Sein Englisch ist hervorragend. Auch seine Söhne sprechen Englisch, es scheint sich um eine gebildete Familie zu handeln, die großen Wert auf eine akademische Ausbildung legt. Der Vater spornt die Jungen zum Erfolg an. Sie sind auch nicht arm. Es gibt reichlich zu essen in diesem Haus, alle tragen gute Kleidung, gute Schuhe. Stets hat der Vater ein Bündel Bargeld in seiner Hemdtasche. Die Mutter bekomme ich nicht zu sehen. Ich höre sie nur mit meinen Entführern, Maske und Ausputzer, im Treppenhaus flüstern. Aber ich esse, was sie gekocht hat, und trage Kleidung, die sie gewaschen hat.

Kongs Nerven liegen blank. Es gibt Zeiten, da weint er viel, schlägt mit dem Kopf gegen die Wand, hat sich nicht mehr unter Kontrolle. Im Gegensatz zu mir begreift er nicht, was mit ihm geschieht. Die Sprachbarriere, die kulturelle Kluft – für ihn ist alles noch viel schwerer. Ich versuche, so gut ich kann, ihn zu beschützen und aufzurichten. Mir ist von Beginn an klar, dass Kong mich braucht, und ich nehme die Rolle an: Ich vermittele in der Situation für ihn, um ihm Kraft zu spenden. Bei

Luftangriffen gestikuliere ich ihm, dass alles in Ordnung ist, dass wir nicht das Ziel der Angriffe sind. Wenn die Hamas nebenan Raketen abschießt, versuche ich ihm zu erklären, was das bedeutet und warum er nicht in Gefahr ist. An schwierigen Tagen und in langen Nächten bemühe ich mich, mit Brocken aus zwei Sprachen und viel Pantomime, ihm Hoffnung zu geben, ihn zu überzeugen, dass es vorübergehen wird. Kongs Zustand beunruhigt Ausputzer, Maske und auch den Vater.

Nach ein paar Tagen bringen sie uns Toilettenartikel. Bestimmt haben wir schon zu diesem frühen Zeitpunkt unserer Gefangenschaft abartig gestunken: von der Fahrt, vom Schweiß, vom Schlafen unter schweren Decken, von der permanenten Angst und den Albträumen. Sie schleppen einen Eimer mit kaltem Wasser und Seife hoch, führen uns aus unserem Zimmer zu einer Ecke auf derselben Etage und fordern uns auf, uns auszuziehen und zu waschen. Dann sollen wir uns vollständig rasieren: nicht nur Kopf und Bart, sondern auch die Schambehaarung. Ich stehe nackt vor unseren Bewachern – Maske, Ausputzer und dem Vater – und rasiere meinen ganzen Körper mit einem Rasiermesser. Draußen höre ich die Geräusche der Stadt: vorbeifahrende Autos, das dumpfe Grollen von weiter entfernten Luftangriffen, spielende Kinder im angrenzenden Hof, plaudernde Frauenstimmen. Und ich stehe hier drinnen, splitterfasernackt vor drei neugierigen Augenpaaren. Meine Geschlechtsteile entblößt. Muss jedes einzelne Haar von meinem Körper entfernen. Meine Hand, die das Rasiermesser hält, zittert. Ich häute mich vor ihnen. Entleere mich vor ihnen. Erniedrige mich vor ihnen.

An Tag fünf meiner Gefangenschaft kommt ein Mann, den wir noch nicht gesehen haben, zu uns. Er ist sehr groß, bestimmt 1,90 Meter, blond, helle Haut und blaue Augen, er hat eine Kamera dabei. Er sieht deutsch aus, spricht aber fließend Arabisch mit Ausputzer und Maske. Mit uns spricht er fehlerfreies Englisch. Er erklärt, dass er uns filmen wird. Das leuchtet mir ein: Ich kenne dieses Drehbuch von Ron Arad, einem israelischen Offizier der Luftwaffe, der im Jahr 1986 nach einem Einsatz über dem Libanon vermisst und in Gefangenschaft fotografiert wurde. Und von Gilad Shalit, einem israelischen Soldaten, der 2006 in den Gazastreifen entführt wurde,

auch er wurde als Beweis dafür, dass er noch am Leben war, gefilmt. Damit ist das Spektrum der Möglichkeiten als Geisel in der Gewalt von Terroristen abgesteckt: Shalit kam lebend zurück, Arad nicht.

Der Deutsche untersucht die Wunden von den Seilfesseln an meinen Armen, er scheint besorgt. Dann beginnt er, gemeinsam mit Maske und Ausputzer, mit den Vorbereitungen für die Aufnahmen. Sie bauen eine Kulisse auf und stellen sicher, dass nichts im Bild einen Hinweis auf unseren Standort gibt. Dann schreiben sie auf, was wir sagen sollen. Ich werde angewiesen zu erzählen, wie ich heiße, wo ich herkomme, wer meine Eltern sind, was mein Beruf ist. Anschließend soll ich die israelische Regierung direkt adressieren: Sie soll die Kämpfe einstellen und mich hier rausholen.

Sie setzen mich in Position. Ich schaue in die Kamera und spreche. Lese die Worte ab, die sie mir vorgegeben haben. In Gedanken spreche ich zu Lianne und den Mädchen, stelle mir vor, dass sie mich sehen, mir in die Augen schauen. Dass meine Geschwister mich sehen. Meine Mutter. Ich möchte, dass sie alle verstehen: Ich lebe. Ich bin unverletzt. Ich bin okay. Nach dem Dreh spricht uns der Deutsche Mut zu. Nur noch ein paar Tage, dann wird es einen Deal geben, einen Gefangenenaustausch, dann könnt ihr zurück nach Hause, sagt er. Er packt seine Ausrüstung zusammen und geht.

Ich studiere weiter meine Umgebung. Die Menschen. Das Haus. Unablässig trage ich Informationen zusammen. Ich weiß inzwischen, dass wir uns im ersten Obergeschoss befinden, über dem Hauptwohntrakt, in dem der Vater, seine Frau und die drei Söhne wohnen. Diese Etage ist noch nicht fertiggestellt; nicht alle Außenwände sind schon hochgezogen. Maske und Ausputzer haben die Fensterausparungen mit Stoff abgehängt, damit uns niemand von draußen sehen kann. Nach dem, was in der Nähe der Moschee passiert ist, bereitet mir das auch Sorgen. Ich begreife, dass Maske und Ausputzer und die Männer des Hauses mich nicht nur davon abhalten sollen zu fliehen; sie schirmen mich auch vor Menschen ab, die mir etwas antun würden.

Die Toiletten sind nur wenige Meter von unserem Zimmer entfernt. Anders als noch in den ersten drei Tagen dürfen wir inzwischen allein

dorthin gehen, in Trippelschrittchen, da die Eisenketten an unseren Beinen die Bewegungsfreiheit einschränken. Durch das Bad weht frische Luft. Eine Meeresbrise aus Westen. Ich schließe einen Moment die Augen und atme tief ein.

Manchmal wage ich einen Blick aus dem Fenster, meistens morgens, bevor der Vater, Maske oder Ausputzer uns das Essen bringen. Ich schiebe das Tuch vor dem Fenster ein bisschen zur Seite und schaue hinaus. Nach Gaza. Ich weiß nicht, wo genau ich bin. Um uns herum sind überall Häuser, manche davon hohe, mehrstöckige Gebäude. Ich sehe Stromleitungen, schwarze Solaranlagen auf Dächern, in der Nähe verläuft eine vielbefahrene Straße. Wenn über uns eine Drohne sirrt und wir alleine sind, halte ich manchmal meine Hände hinaus, versuche ein Signal zu geben, winke, ein Hilferuf – vielleicht sieht es jemand. Vielleicht realisiert jemand in der IDF, dass sich hier eine Geisel aufhält.

Es ist zwecklos.

Ich habe keine Fluchtgedanken. Es gibt viele Gelegenheiten, bei denen ich denke, jetzt könnte ich mir eine Waffe von einem meiner Entführer schnappen, sie erschießen und davonlaufen. Sie sind keine Elitekämpfer. Sie sind gar keine Kämpfer. Ich nenne sie bei mir »Reservisten«. Männer, die sich für die Bewachung von Geiseln wie mir besser eignen als für den Kampf. Aber angenommen, ich käme an eine Waffe, würde sie töten und dann fliehen – *was dann?* Selbst wenn ich es aus dem Haus schaffen würde, wie käme ich runter von der Straße? Und selbst wenn ich tatsächlich die Straße hinter mir lassen könnte, wie käme ich aus diesem feindlichen Stadtteil heraus, wo jeder sofort einen Fremden erkennt? Und selbst wenn ich einen Weg aus dieser feindlichen Nachbarschaft herausfände, wie sollte ich auch nur in die Nähe der israelischen Streitkräfte kommen, ohne erschossen zu werden? Ohne dass mich die Soldaten für einen Terroristen halten würden?

Nein, ich habe keine Fluchtgedanken.

Sie geben uns saubere Kleidung, Toilettenartikel und Essen. In den ersten Tagen bekommen wir nur Pitabrot. Doch nach einer Woche erhalten wir ein Tablett mit gekochtem Reis und Fleisch. Das Essen ist gut gewürzt und

erinnert mich an Gerichte, die ich zu Hause zubereite. Wir essen gut. Wie schon gesagt, die Familie ist vermögend, und zu diesem Zeitpunkt gibt es im Gazastreifen noch beinahe alles zu kaufen.

Das gegenseitige Misstrauen und die Distanz zwischen uns nehmen langsam ab, und ich stelle fest, dass ich meinen Entführern und der Familie, in deren Haus ich festgehalten werde, näherkomme. Mit der Zeit wächst das gegenseitige Vertrauen, und es entsteht sogar eine gewisse Verbundenheit. Das ist fast unvermeidlich. Von außen mag das schwer nachvollziehbar sein, nach allem, was geschehen war: den barbarischen Gräueltaten, die sie und ihre Gefährten im Namen ihrer verabscheuungswürdigen Organisation – die sie aus tiefster Überzeugung unterstützen – begangen haben. Aber so abgedroschen es auch klingen mag: Sie sind immer noch Menschen. Und da sind wir nun: menschliche Wesen, die anderen menschlichen Wesen gegenüberstehen. Die sich in ihrer Angst, ihrer Wut, ihrem Entsetzen und gegenseitigem Misstrauen begegnen. Aber auch in ihrem Lachen, ihrem Schmerz, in einer Tiefe und Vertrautheit und in all ihren Gemeinsamkeiten.

Nein, das ist kein Stockholm-Syndrom. Ich identifiziere mich nicht mit ihnen. Habe kein Erbarmen mit ihnen. Mache mir keinerlei Illusionen darüber, wer sie sind und was sie wirklich wollen. Und, wie schon gesagt, wenn ich glauben würde, dass es mich nach Hause brächte, wenn ich mir eines ihrer Gewehre schnappe und sie töte, würde ich es, ohne mit der Wimper zu zucken, tun. Aber es ist eine natürliche, menschliche Dynamik, der man nur schwer widerstehen kann. Eine Mischung aus Überlebensinstinkt und dem Bedürfnis, die Kontrolle nicht völlig zu verlieren, die Situation mitzugestalten. Denn je besser ich die Menschen kenne und verstehe, desto besser kann ich meine Bedürfnisse und Wünsche äußern und die Stimmung richtig einschätzen. Aber zum Teil ist es auch einfach meine Persönlichkeit. Wenn ich Menschen begegne, versuche ich immer, sie kennenzulernen. Ich kann gar nicht anders. Auch wenn ich, wie jetzt, in ihren Augen nur das nackte Böse erkenne.

Abends sitzen wir oft zusammen, unterhalten uns und spielen Rommé oder ein anderes Kartenspiel. Der Vater erweist sich als wahrer Rommé-Champion, er ist nahezu unschlagbar. Ich nenne ihn respektvoll *hadschi*. Er

erzählt mir von seinem Großvater, der in Jaffa lebte. Ich erzähle ihm von meiner Großmutter, die ebenfalls in Jaffa lebte, in der Yefet-Straße. Wir sprechen über die Küste vor Jaffa, den charakteristischen Fischgeruch in der Luft, das berühmte Hummus-Restaurant Abu Hassan – und stellen fest, dass wir beide dort schon gegessen haben. Einmal, als er uns das Essen bringt und Hummus auf dem Tablett steht, witzelt er: »Besser als bei Abu Hassan, stimmt's?«

Auch meine Gespräche mit Maske und Ausputzer werden tiefgründiger, besonders mit Maske. Die beiden haben etwas sehr Unschuldiges, geradezu Kindliches an sich. Manchmal fühlt es sich an, als würde ich mit Menschen sprechen, die zwanzig Jahre zurück in der Vergangenheit leben. Eines Tages erzählen sie mir ganz begeistert von einem Film, den sie gerade gesehen haben. In leuchtenden Farben schildern sie, wie fantastisch er war.

»Wie heißt der Film?«, frage ich.

»*Titanic!*«

»*Titanic?* Mit Leonardo DiCaprio?«

Ich schaue sie ungläubig an. *Titanic?* Und ich denke: *In welchem Jahr lebt ihr?*

Maske erzählt mir, dass er gerne mit seiner Frau zum Tanzen geht, aber unter dem religiösen Regime der Hamas sei das nicht möglich. Ich frage ihn, ob er gern anders leben würde, ob er von einem ruhigen Leben träumt, in dem er einfach mit seinen Kindern an den Strand gehen und einen ganz normalen Tag genießen kann. Er antwortet mir nicht, aber ich sehe, wie seine Augen glänzen, als ich die Möglichkeit eines guten, normalen Lebens anspreche. Ein Leben ohne Kampf. Aber trotz des Glanzes in seinen Augen hegt er nicht den leisesten Zweifel an seinen Anführern. Ich erzähle ihm von der Demokratie, wie es ist, wenn man wählen kann, wie man leben möchte.

Ich erzähle Maske außerdem etwas über die israelische Gesellschaft. Weder er noch Ausputzer kennen auch nur einen einzigen Israeli. Sie glauben mir nicht, dass nicht jeder in Israel sie umbringen will. Und die pausenlosen Bombardierungen bestärken sie in ihrer Haltung. »Bibi ist verrückt geworden«, sagen sie. »Er will uns alle töten! Warum hört er nicht

endlich auf?« Sie haben ernsthaft geglaubt, dass nach zwei Wochen Luftangriffen alles vorbei sein würde. Haben nicht verstanden, dass es dieses Mal anders ist. Ich glaube nicht, dass sie repräsentativ für alle Hamas-Mitglieder sind. Ich halte sie für ausgesprochen kurzsichtig und zutiefst unwissend, mit einem naiven Blick auf das, was gerade geschieht.

Ihre Informationen beziehen sie von dem arabischen Nachrichtensender Al-Dschasira, aus dem israelischen Fernsehen und vor allem von Abu Obaida: dem Sprecher des militärischen Flügels der Hamas. Sie verehren Abu Obaida wie einen Gott. Wie einen König. Er ist für sie der Quell allen Wissens. Ihr Prediger. Auf einer Stufe mit Sinwar oder Haniyya. Sie beten ihn an. Wann immer er auf Sendung geht, stehen sie stramm, kleben am Fernseher oder am Radio, hypnotisiert, sie saugen seine Worte in sich auf, hinterfragen nichts davon. Als Maske und Ausputzer mir zum ersten Mal von ihm erzählen, können sie gar nicht fassen, dass ich seinen Namen zum ersten Mal höre. Ich sage, dass ich von Sinwar gehört habe, auch von Haniyya ... aber Abu Obaida? Nein, noch nie. Sie bleiben dabei:

»Unmöglich. Es kann nicht sein, dass du nicht weißt, wer Abu Obaida ist.«

Viele meiner Gespräche mit Maske, Ausputzer, dem Vater und den Söhnen drehen sich um Geld. Sie wollen von mir wissen, wie viel ein Haus in Israel kostet. Wie viel in Be'eri. Wie hoch die Gehälter sind. Das, was sie am 7. Oktober gesehen haben, lässt sie glauben, dass wir alle Millionäre sind. Ich schildere ihnen den komplizierten Weg durch die Instanzen, wenn man in Israel ein Haus bauen will, darüber müssen sie lachen. »So funktioniert das hier nicht. Hier gibt es kein *teken*«, kichern sie und verwenden das hebräische Wort für »Baugesetz«.

Geldsorgen spielen eine große Rolle. In Gaza ist das ein echtes Problem. Sie haben alle eine Hochschule besucht, aber niemand von ihnen arbeitet in seinem Fachgebiet. Es gibt keine Jobs. Ausputzer erzählt mir, er habe Elektrotechnik studiert. An einem Abend setze ich mich mit ihm zusammen und wir gehen seine Unterlagen durch. An einem anderen Abend sitzen wir alle drei beisammen, und ich bringe ihnen ein paar elementare ökonomische Prinzipien bei, indem ich einen Entscheidungsbaum für sie skizziere.

Als sie erfahren, dass ich mal an einer Universität gelehrt habe, sind sie

zutiefst beeindruckt. Sie verehren Lehrer geradezu. Sie reden voller Bewunderung über mich, untereinander und mit der Familie: »*Mu'allim, mu'allim!*« *Lehrer, Lehrer! Er ist ein Lehrer!* Von da an behandeln sie mich noch respektvoller.

Die Tage sind lang. Häufig bin ich mit meinen Gedanken allein. Ich starre ins Zimmer. Auf die verhängten Fenster. Mit Kong kann ich nicht viel reden. Er versteht mich nicht, ich verstehe ihn nicht. Also verbringen wir viele Stunden schweigend miteinander. Ich lausche den chaotischen Geräuschen da draußen, habe Angst vor den näherkommenden Luftangriffen, schrecke vom Lärm der Raketen auf, die nebenan abgefeuert werden und Jubelrufe in der Nachbarschaft auslösen. Die endlose Zeit gibt mir Raum für Gedanken, für meine Sehnsüchte. Unaufhörlich denke ich an Lianne und die Mädchen. Erinnerere mich an die schönen gemeinsamen Momente: Schabbat- und Feiertagsmahlzeiten, Ausflüge, Familienfeiern. Die langen Stunden lassen mir viel Zeit, mir sämtliche Details auszumalen.

Oft stelle ich mir vor, wie es sein wird, wenn ich nach Hause zurückkehre. Ich fantasiiere davon, wie ich zu Lianne sage: *Das war's, lass uns von hier fortgehen. Komm, Lianne, wir ziehen mit unseren Mädchen woandershin, wo man in Ruhe leben kann.* Aber ich achte darauf, nicht in meiner Sehnsucht zu versinken. Mich nicht im Schmerz zu verlieren. Ich werde überleben. Ich bin eine Geisel. Im Herzen Gazas. Ein Fremder in einem fremden Land. Im Haus einer Familie, die die Hamas unterstützt. *Und ich werde hier rauskommen.* Ich muss.

Ich werde hier rauskommen.

Ich werde nach Hause zurückkehren.

3

31. Oktober 2023.

Nachts.

Kong und ich werden von einer gewaltigen Detonation aus dem Schlaf gerissen. Die schlimmste, die ich je gehört habe. Und ich habe schon viele Explosionen aus der Nähe miterlebt. Aber noch nie eine so heftige. Sofort reißen die Druckwellen die Stoffbahnen vor den Fensterlöchern herunter, die Tür wird mit einem Schlag aus den Angeln gerissen und zerbricht in mehrere Teile. Wir hören, wie ganz in der Nähe ein Gebäude einstürzt. Eine dichte Staubwolke dringt in das Haus ein, vernebelt alles. Wir husten, rappeln uns auf und stolpern nach draußen, mit gefesselten Beinen. Wir verlassen das Zimmer und eilen zur Treppe, fürchten, dass auch dieses Haus einstürzen könnte.

Um uns herum hören wir überall Schreie: Frauen, Männer, Kinder. Ich sehe Maske im Treppenhaus stehen. Er ist benommen, sein Gesichtsausdruck leer. »Sa'id«, rufe ich, »das Gebäude stürzt gleich ein!« Er braucht noch eine Sekunde, um sich zu sammeln, und schließt dann schnell unsere Ketten auf, damit wir herunterrennen können. Wir steigen einen Treppenlauf hinab, auf die Höhe des Wohnbereichs der Familie, dann noch einen, runter in den Keller. Meine Fußsohlen berühren Sand, es ist derselbe Sand, auf den ich vor fast einem Monat, bei meiner Ankunft, getreten bin.

Sa'id weist uns an, unter der Treppe Schutz zu suchen. »Hat dich irgendjemand gesehen?«, fragt er immer wieder. »Als du das Zimmer verlassen hast, hat dich vielleicht jemand aus einem benachbarten Haus gesehen?« Da alle Abdeckungen von der Explosion weggerissen worden sind, fürchtet er, dass wir entdeckt worden sein könnten.

Als wir schon unten sind, hören wir, wie eine weitere Bombe in das Nachbargebäude einschlägt. Maske und Ausputzer, der gerade zu uns gestoßen ist, sagen, *das war's*, wir gehen nicht wieder nach oben. Hier

unten ist es sicherer, wir bleiben hier. Innerlich lache ich bitter auf. *Sicherer hier unten?* Wenn wir tatsächlich von einer Rakete getroffen werden, wäre ich lieber oben, um dort schnell zu sterben, anstatt lebendig unter Trümmern begraben und nie gefunden zu werden.

Als es draußen ruhiger wird, räumen wir unter der Treppe auf. Die Familie hat eine Menge Zeugs hier deponiert. Nachdem wir Ordnung geschaffen haben, ziehen wir die Matratzen in unsere neue Ecke. Sie fesseln wieder unsere Beine, und mir wird klar: Wir sind dauerhaft nach unten gezogen. Wir wohnen jetzt hier.

Maske und Ausputzer behaupten, dreihundert Menschen seien bei der Explosion, die das Nachbarhaus zum Einstürzen brachte, ums Leben gekommen. Ich glaube ihnen nicht. Ich weiß, dass sie immer übertreiben.

Ins Bad bringen sie uns weiterhin nach oben. Auf dem Weg dorthin kommen wir an den Wohnräumen der Familie im Erdgeschoss vorbei. Wir gehen nie hinein. Die Eingangstür im Treppenhaus ist fast immer verschlossen. Einmal steht sie offen, und ich kann den Fernseher hören. Plötzlich höre ich eine Mutter und ein Kind, israelische Geiseln, die auf Hebräisch die israelische Regierung anflehen, sie dort rauszuholen. Ich muss mich setzen, ringe nach Luft. Ich kann es nicht fassen. Mir steigen Tränen in die Augen, ich weine. Das erste Mal seit meiner Entführung.

Plötzlich werden mir zwei Dinge klar:

Auch Frauen und Kinder wurden am 7. Oktober entführt.

Das bedeutet, dass auch meine Frau und meine Töchter als Geiseln festgehalten werden könnten.

Es ist bereits offenkundig, dass die Hamas viele Geiseln nach Gaza verschleppt hat. In meiner Vorstellung sind es Tausende. Aber Frauen und Kinder? Diese Möglichkeit hatte ich nicht einmal in Betracht gezogen. Die Erkenntnis trifft mich wie ein Schlag in die Magengrube. Ich sitze auf der Matratze und weine vor Kong, der nicht versteht, was mit mir los ist. Ich denke an Lianne und die Mädchen. Vielleicht kämpfen sie mit der gleichen Angst, leiden ebenfalls unter diesen Luftangriffen, die immer aus dem Nichts zu kommen scheinen, der Einsamkeit, dem Schrecken. Die Vorstellung, dass auch sie Geiseln sein könnten, trifft mich ins Mark.

Ebenso wie der Gedanke an entführte Kinder mein Herz bluten lässt. Ich schließe die Augen und lege mich wieder auf die Matratze, schluchze. *Vielleicht sind sie auch Geiseln.* Lianne. Und die Mädchen.

Später frage ich Maske und Ausputzer. »Warum wurden Frauen und Kinder entführt?«

»Das war ein Versehen.«

Ein Versehen? Es war nicht nur eine Frau. Oder ein Kind. Wie könnte das ein Versehen sein? Ich erzähle ihnen, dass Hamas-Terroristen am 7. Oktober auch Frauen und Kinder erschossen haben. Ich habe es selbst in den WhatsApp-Gruppen der Kibbuzim gesehen.

»Versehen, es war ein Versehen«, sagen sie noch einmal. »Deiner Frau und deinen Töchtern geht es gut, ganz sicher geht es ihnen gut.« Ich schaue sie an. Sie glauben, was sie sagen. Aber ich weiß, dass sie nicht über alles im Bilde sind. Tatsächlich wissen sie überhaupt nicht viel. Gut so. Es ist gut, dass sie nicht alles wissen, gut, dass sie nicht alles verstehen. Ich klammere mich an das, was sie mir erzählen.

Mir ist ständig heiß. Oben war es heiß. Hier unten ist es auch heiß. Ich schwitze. Sehne mich nach frischer Luft. Hinter der Treppe, unter der wir jetzt unsere gesamte Zeit verbringen, ist eine Tür, die in den Hinterhof führt. Manchmal hat Maske Erbarmen mit mir und öffnet sie, um frische Luft hineinzulassen. Das tut gut. Langsam setzt der Winter ein. Der Wind wird kühler. Eines Abends regnet es. Maske lässt die Tür offen, und ich beobachte die Regentropfen. Tief atme ich den Duft des Regens ein, und wieder möchte etwas in mir anfangen zu weinen. Erinnerungen übermannen mich, mich überwältigt die Sehnsucht nach meiner Familie, meinem Land, dem Kibbuz, meinem Zuhause, meiner Freiheit, dem letzten Winter. Ich atme die feuchte Luft ein und spüre die sanfte Frische von Wasser, das auf die Erde prasselt.

Maske, Ausputzer und die Familie verbringen auch weiterhin einige Zeit mit uns. Nun kommen sie hinunter in den Keller, um uns Essen zu bringen, sich mit uns zu unterhalten, Karten zu spielen. Ungefähr alle zehn Tage lassen sie uns duschen, mit einem Eimer und etwas Seife. Mitte November erzählen sie uns, es gebe Gerüchte über einen Deal. *Es werden*

Verhandlungen geführt, erzählen sie mir jeden Tag. Mal haben sie sich auf dieses und jenes verständigt; dann wieder auf etwas anderes. Sie hoffen auf eine *hudna*, eine Waffenruhe. Ich auch.

Eines Abends, kurz vor Sonnenuntergang, ruft Ausputzer leise meinen Namen und gibt mir ein Zeichen, ihm zu folgen. Wir steigen die Treppen hoch in den ersten Stock, wo wir anfangs untergebracht waren. Er weiß, dass mir ständig heiß ist und ich mich nach frischer Luft sehne, deshalb lädt er mich ein, mit ihm am großen, offenen Fenster zu stehen, um die Meeresbrise zu spüren. Wir genießen den Wind. Ausnahmsweise ist es ruhig, drinnen wie draußen. Wir stehen da wie Freunde. Wie Brüder. Wie etwas, das sich nicht definieren lässt. Als wären wir nicht Entführer und Entführter. Geiselnnehmer und Geisel. Als wäre ich nicht weit weg von meinem Zuhause und meinen Liebsten. Als hätten wir uns stattdessen gerade zufällig getroffen, zwei Reisende in einem kalten und fernen Land. Als wäre er kein religiöser Extremist. Als würde er mein Volk nicht hassen. Als würde er mich nicht mehr als seinen erbitterten Feind betrachten.

Ausputzer öffnet sich mir gegenüber und erzählt von seiner Familie. »Mein Zuhause ist in Chan Yunis«, fängt er an. Ich nicke. »Meine ganze Familie kommt von dort. Wir besitzen Land. Mit Olivenbäumen. Bald werden die Oliven reif sein, und wir werden sie ernten und pressen.« Ich nicke wieder und lächle ihn an. Er schaut mich an. »Es ist ein Jammer, dass nicht alle in Israel so sind wie du«, sagt er.

»Wie ich?«

»Ja, wie du«, wiederholt er. »Wie du, der an die Freiheit glaubt. Daran, dass jeder tun sollte, was gut für ihn ist.«

Ich schaue ihn an. Wie wenig er über die Israelis weiß! Wie viel Hassreden er sein Leben lang über uns zu hören bekommen hat! »Die meisten Israelis sind wie ich«, sage ich.

Er schweigt. Die untergehende Sonne scheint auf uns beide, orange- und goldfarben. Als es dunkel wird, gehe ich wieder runter, auf meine dünne Matratze unter der Treppe. Lege mich neben einen stummen Kong, der kein Hebräisch spricht.

Die Gerüchte über eine *hudna* verdichten sich. Ich schnappe hier und da

von Maske und Ausputzer etwas auf, auch vom Vater und den Söhnen. Ich bekomme mit, dass in einem ersten Schritt Frauen und Kinder freigelassen werden sollen. Es schockiert und erschüttert mich, als ich höre, wie viele Frauen und Kinder betroffen sind. Die Waffenruhe wird immer wieder verschoben. Nachdem ich Kong endlich davon überzeugen konnte, dass es bald so weit ist, kann er nun nicht verstehen, warum es nicht passiert. Er glaubt, ich hätte ihm falsche Hoffnungen machen wollen, und bricht erneut zusammen. Ich versuche ihm mit Gestik und ein paar Sprachbrocken verständlich zu machen: *Es passiert wirklich! Halte nur noch ein bisschen länger durch. Nur noch einen Moment.*

Eines Abends sage ich zu Maske: »Weck mich in dem Augenblick, in dem die *hudna* beginnt.«

An meinem achtundvierzigsten Morgen in Gaza weckt er mich. »Sie hat begonnen«, sagt er. Es geht los. Überall herrscht Ruhe. Jeden Tag halten mich Maske und Ausputzer auf dem Laufenden, erzählen mir, was passiert ist, wie viele Frauen freigelassen wurden, wie viele Kinder. An Tag fünfzig fordern sie mich plötzlich auf: »Mach dich fertig. Hol deine Kleider und deine Sachen, heute Nacht wirst du an einen anderen Ort gebracht.«

Sie sagen nicht, wohin. Sie erklären nicht, warum. Sie behaupten, es sei sicherer dort, wo ich jetzt hingehere. Dass es hier zu gefährlich ist. Ich frage auch den Vater, und er sagt das Gleiche: »Du wirst an einen sichereren Ort gebracht.« In diesem Moment denke ich gar nicht an die Tunnel. Ich gehe von einem anderen Haus aus. Hoffe noch, dass diese Waffenruhe auch mich nach Hause bringen wird.

An diesem Abend, an meinem einundfünfzigsten Tag in Gefangenschaft, kommt Maske und holt mich. Ich verabschiede mich von Kong. Den Entführern zufolge steht er kurz vor der Freilassung. Ich bitte ihn, wenn er zurück in Israel ist, allen zu erzählen, dass er mit mir zusammen war. Er soll der IDF und so vielen Menschen wie möglich erzählen, dass er mit Eli Sharabi gefangen gehalten wurde. Damit meine Familie erfährt, dass ich am Leben bin, dass es mir gutgeht. Ich gebe ihm genaue Anweisungen und hoffe, dass er sie befolgen wird, dass er all jenen, die es erfahren sollen, von mir erzählen wird. Ich umarme ihn, wir gehen nach oben, in die Etage, in

der die Familie wohnt, und betreten die Wohnung. Zum ersten Mal betrete ich diesen Teil des Gebäudes. Wir durchqueren ihn, um das Haus durch die Eingangstür zu verlassen.

Das Wohnzimmer ist dunkel. *Halte den Kopf nach unten*, fordern mich der Vater und Maske auf. Aus dem Augenwinkel sehe ich die auf dem Sofa sitzende Ehefrau und Jussuf, er steht da und schaut mich an. Sa'id löst meine Beinfesseln, setzt mir einen Hut auf und befiehlt mir, mit niemandem zu sprechen. Mit niemandem. Auch wenn mich jemand anspricht, *antworte nicht*. Ich nicke, und wir machen uns auf den Weg nach draußen: ich, Maske und der Vater.

Es ist kühl. Ich halte mich dicht bei ihnen, habe Angst. Angst, dass mich jemand auf der Straße erkennen könnte, dass ich angegriffen werde, dass ein aufgebracht Mob mich packt und in Stücke reißt. Die Straße liegt in Trümmern. Ich sehe, welche Verwüstungen die Luftangriffe hinterlassen haben. Ein paar Menschen sind unterwegs. Wir gehen weiter, biegen nach rechts ab, dann links auf eine Parallelstraße. Neben einem Gebäude bleiben wir stehen. Ich bekomme mit, dass wir auf ihren Kommandeur warten.

Ein paar Minuten stehen wir schweigend da, dann nähert sich ein großgewachsener Mann. Maske und der Vater geben ihm die Hand. Es ist ihr Kommandeur. Später, im Tunnel, werden wir ihn das *Dreieck* nennen. Aber vorerst ist er der Kommandeur. Er wechselt einige Worte mit Sa'id, dann gehen die beiden weg und lassen mich mit dem Vater zurück.

Ich setze mich auf eine Stufe. Mein Bein zuckt. Ich atme schwer. Lege den Kopf auf meine Knie. Jemand nähert sich, ich kenne den Mann nicht. Ich versuche, nicht aufzusehen, nicht zu reagieren, als er erst mich und dann den Vater grüßt. Der Mann schaut mich an und fragt den Vater: »Was ist los mit ihm?«

Der Vater guckt mich an, dann ihn. »Er ist krank.«

Ich kann kaum atmen. Der Mann wünscht mir gute Besserung und geht weiter.

Sa'id kommt mit einem anderen Mann und einer Frau zurück. Der Mann lächelt mich an und gibt mir die Hand. Sie reden miteinander. Die Frau ist verschleiert, sie steht neben mir. Aber als der Mann sie anspricht und sie

ihm in fließendem Arabisch antwortet, merke ich sofort: Unter dieser Kleidung steckt ein Mann. Ich sage nichts.

Wenige Minuten später teilen uns Sa'id und der andere Mann, den wir später *Nachtigall* nennen werden, mit, dass wir erst einmal wieder ins Haus zurückkehren. Die Übergabe wird auf morgen verschoben. Ich weiß nicht warum. Ich gehe mit dem Vater, Sa'id, Nachtigall und dem als Frau verkleideten Mann zurück. Als wir dort ankommen, bringt Sa'id uns nach unten zu unseren Matratzen, neben Kong. Dann geht er mit den anderen weg.

Ich bleibe mit dem als Frau verkleideten Mann zurück. Er legt die Frauenkleider und den Schleier ab. Darunter kommt ein hochgewachsener, bärtiger, langhaariger junger Mann zum Vorschein, der am ganzen Körper Verletzungen hat. Er erinnert mich an Ron Arad. Er schaut mich an.

»Hallo«, sagt er. »Ich bin Almog. Almog Sarusi. Und wer bist du?«

Verdutzt betrachte ich ihn einen Moment lang. »Ich bin Eli Sharabi. Ich wusste nicht, ob du Israeli bist oder nicht. Wo kommst du her?«

»Aus Ra'anana«, antwortet er lächelnd.

»Ra'anana?« Das ist nördlich von Tel Aviv ... »Wie kommt es, dass jemand aus Ra'anana entführt wurde?«

»Ich war auf dem Nova-Festival«, erklärt er.

Das Nova-Festival? Plötzlich fällt es mir wieder ein. In der Nähe des Kibbuz Re'im fand ein Rave statt. Ich erinnere mich an die Videos, die ich am 7. Oktober im Fernsehen gesehen habe: junge Männer und Frauen, die in Panik durch die Felder rannten. Wir umarmen uns. »Du siehst aus wie Ron Arad«, sage ich zu ihm.

»Wer ist Ron Arad?«, fragt er. Er ist zu jung, um sich zu erinnern.

Wir sitzen unter der Treppe, auf den Matratzen. Kong sitzt neben uns, schweigend. Ich drehe mich zu Almog und sage: »Endlich jemand, mit dem ich Hebräisch sprechen kann.«

Almog lacht leise. »Mein Bewacher hat mich irgendwann gebeten, ihm Hebräisch beizubringen«, sagt er. »Er hat sich sogar einen Notizblock besorgt. Ich habe angefangen, ihm das Schreiben beizubringen.«

»Hast du andere Geiseln getroffen?«, frage ich ihn.

Almog schüttelt den Kopf.

»Irgendwelche Nachrichten gehört? Fernsehen? Weißt du, was passiert ist?«

»Nein, nichts.«

Ich betrachte seine Verletzungen. »Was ist passiert? Was hat man dir angetan?«

Almog seufzt. Er streicht mit der Hand über seine Verletzungen, holt tief Luft und beginnt zu erzählen. »Ich war mit meiner Freundin auf dem Nova-Festival in der Nähe von Re'im. Es war eine Wahnsinnsparty, unter freiem Himmel. Ich sag's dir, absolut unvergleichlich. Eine riesige Bühne, Musik, Essens- und Getränkestände, Tausende junge Menschen. Wir haben getanzt, getrunken, geraucht. Oh Mann, es war traumhaft schön. Bis die Sonne aufging und mit ihr die Raketen am Himmel auftauchten.«

Almog hält kurz inne, schaut uns an und fährt fort: »Wir haben das Ausmaß der Katastrophe natürlich nicht kapiert, aber wir wussten sofort, dass wir verschwinden müssen. Meine Freundin und ich sind schnell bei einem befreundeten Paar ins Auto gestiegen und fahren los. Es hatte sich bereits herumgesprochen, dass Terroristen eingedrungen waren und wahllos um sich schossen. Wir sind weitergefahren, so schnell es ging, bis wir mitten auf der Straße auf eine Gruppe von Hamas-Kämpfern gestoßen sind, die unser Auto mit Kugeln durchsiebt haben. Als der Fahrer getroffen wurde, hat sich das Auto überschlagen. Ich habe Schma Jisrael geschrien«, fügt er hinzu, das jüdische Gebet, das Juden traditionell vor dem Tod sprechen. »Ich dachte, okay, das war's jetzt wohl. Dann habe ich mich umgesehen. Unsere Freunde waren tot, meine Freundin blutete stark. Ich habe noch versucht, die Blutung mit einem Tourniquet abzubinden. Aber es war zwecklos.«

Almog schließt seine Augen und erzählt leise weiter. »Es hat gar nichts genützt. Die Terroristen kamen näher, und mir war klar, dass ich absolut nichts tun konnte. Ich habe ihnen nur auf Arabisch zugerufen: ›Nicht schießen!‹ Ich bin dann aus dem Auto ausgestiegen, mit erhobenen Händen. Das ist alles. Sie haben mich nach Gaza gebracht. Erst auf der Fahrt habe ich bemerkt, dass ich verletzt war, dass ich heftig blutete.«

Ich sitze schweigend da, blicke Almog fassungslos an.

»Wohin haben sie dich gebracht?«, frage ich ihn.

Almog stöhnt. »Sie haben mich in irgendein Haus verfrachtet, an ein Bett gefesselt und mich mit meinen Verletzungen zehn Tage lang einfach blutend dort liegen lassen. Kaum Essen, kaum Wasser, keinerlei ärztliche Versorgung, ich konnte meine Arme oder meinen Körper nicht bewegen. Ich glaube, ich habe diese ersten Tage nur überlebt, weil ich von der Party noch ordentlich high war. Ich wäre dort krepirt, aber dann ist so ein großer Typ aufgetaucht. Blond, sah irgendwie deutsch aus.«

»Der Kameramann!«, sage ich.

Er zuckt mit den Schultern. »Der Kameramann?«

»Dieser Deutsche, er hat mich für ein Video gefilmt!«

»Wo?«, fragt er.

»Hier. In diesem Haus.«

»Du warst die ganze Zeit über in diesem Haus?«

»Ja, Kong und ich waren die ganze Zeit hier.«

»Wie haben sie euch behandelt?«, fragt Almog.

»Die meiste Zeit ... gut«, antworte ich. »Unser Essen war in Ordnung und ihr Verhalten uns gegenüber anständig. Sie haben sich um uns gekümmert. Und bei dir?«

»Die ersten Tage waren die Hölle«, erwidert Almog. »Aber nachdem der deutsche Arzt schockiert auf meinen Zustand reagiert hatte, haben sie mich in ein anderes Haus gebracht. Der Bewacher, der jetzt hier bei uns ist, hat sich um mich gekümmert. Anfangs musste er mich mit einem Löffel füttern, so schlecht ging es mir.« Almog schweigt. Ich auch. Eine kühle Brise zieht durch die Kellertür. »Und woher kommst du?«, fragt er mich. »Was ist dir passiert?«

»Kibbuz Be'eri«, antworte ich, »da wohne ich. Und von da wurde ich entführt.«

»Wie alt bist du?«, will Almog wissen.

»Einundfünfzig.«

»Hast du Familie?«, fragt er.

»Ja.« Ich stocke. »Meine Frau Lianne und meine Töchter Noiya und

Yahel. Und mein Bruder Yossi und seine Frau und Kinder. Sie leben auch in Be'eri.«

»Was ist mit ihnen?«, fragt Almog leise.

»Ich weiß es nicht«, seufze ich. »Lianne ist britische Staatsbürgerin, sie und die Mädchen haben auch einen britischen Pass. Ich hoffe, das hat ihnen geholfen. Es war kein großer Tumult im Haus, als ich ging. Keine Schießerei. Ich gehe davon aus, dass es ihnen gutgeht, dass sie auf mich warten.«

Maske und der andere Bewacher herrschen uns an, still zu sein. Wir halten kurz den Mund, reden dann aber weiter. Das hebräische Geflüster unter der Treppe ebbt nicht ab. Almog erzählt, dass er Bautechnik studiert, aber eigentlich davon träumt, im Musikbusiness zu arbeiten. Er erzählt mir von seinen Eltern, seiner Familie, seinen Freunden. Ich erzähle ihm von meiner Arbeit im Management, von meiner großen Familie. Ich lerne einen klugen und außergewöhnlichen jungen Mann kennen.

Am nächsten Tag schneidet Maske Almog die Haare und rasiert ihn. Unter seiner verwahrlosten Erscheinung tritt nach und nach der junge Mann hervor, der er wirklich ist.

Abends packen wir unsere Sachen zusammen, verabschieden uns vom Vater des Hauses, durchqueren im Dunkel das Wohnzimmer und treten auf die Straße. Almog läuft vor, mit Nachtigall. Ich gehe neben Ausputzer. Ein paar Minuten gehen wir schweigend, bis wir eine Moschee erreichen. Dort stoßen wir auf ihren Kommandeur, das Dreieck, der uns schon erwartet. Das ist kein gutes Zeichen, denke ich. Warum eine Moschee? Warum kein Wohnhaus? Warum gehen wir in eine Moschee?

Drinnen führen uns Ausputzer und Nachtigall in einen Seitenraum und öffnen eine Falltür. Unter der Falltür befindet sich ein Schacht. Ein Schacht, der in einen dunklen Tunnel führt.

Ich zittere. Ich schlinge meine Arme um meinen Körper, schüttele den Kopf: *Nein. Nein, nein. Keinen Tunnel.* Ich schaue zu Almog, er schaut zu mir. *Bitte, alles, nur keinen Tunnel.* Aus dem Inneren des Schachts kommt jetzt ein weiterer Bewacher die Leiter hochgeklettert, jemand Neues. Er lächelt und bedeutet uns, hinunterzusteigen.

Ich blicke Ausputzer an. »Ich gehe da nicht runter.«

»Es ist zu deinem Besten«, erwidert er.

»Ich mache das nicht.«

»Du gehst runter!«

»Nein.«

Ausputzer wirft mir einen bedrohlichen Blick zu. »Geh runter, jetzt sofort«, faucht er. Ich schaue ihn an. Ich habe eine Wahl. Ich kann in den Tunnel steigen ... oder sterben. Es gibt immer eine Wahl. Immer eine Wahl. Es. Gibt. Immer. Eine. Wahl. Ich kann mich dazu entscheiden, meinem Leben jetzt und hier ein Ende zu setzen. Mich widersetzen, bis Ausputzer mich erschießt und ich blutend auf den Fußboden der Moschee sinke. Ich kann das so entscheiden. Genauso, wie ich mich in meinem Schutzraum zu Hause hätte entscheiden können, Widerstand zu leisten, bis sie mich erschossen hätten. Einige haben diese Entscheidung so für sich getroffen. Es ist eine Wahl. Auch wenn du keine Kontrolle mehr über dich selbst hast, hast du immer noch eine Wahl. Ich schaue Ausputzer an – und ich treffe eine Entscheidung: *Ich gehe runter.*

Ich steige die Leiter herunter. Der Schacht ist sehr eng.

Hinter mir Ausputzer. Dann Almog. Dann Nachtigall.

Über uns wird der Schacht verriegelt.

Unter uns tut sich Finsternis auf.

4

Wir steigen eine lange Leiter hinunter, in den Schacht hinein. Ich fürchte mich. Jeder Albtraum, jede Angst, jeder schaurige Fiebertraum steigt mit mir die Leiter hinab, Schritt für Schritt.

Ich mache mich auf absolute Dunkelheit gefasst, auf die Hamas-Tunnel, die ich im Fernsehen gesehen habe, von denen wir alle gehört haben. Und nun bin ich es – *ich!* –, der hier hinabsteigt. Jeden Moment wird sich die Falltür über mir schließen und mich im Tunnel begraben.

Die Angst ist allumfassend. Vorsichtig klettern wir zwei Minuten nach unten, bis wir den Boden erreichen. Jetzt sind wir vielleicht fünfundzwanzig Meter unter der Erdoberfläche. Es ist stockfinster. Nur die Stirnlampen der Terroristen leuchten den Weg. Wir gehen ein paar Schritte, dann steigen wir einen Treppenlauf hinab. Wieder ein paar Schritte – noch eine Treppe. Anschließend gehen wir weiter voran, ich merke, dass der Boden abschüssig ist. Wir kommen immer tiefer, bis wir uns schätzungsweise vierzig oder fünfzig Meter unter der Erdoberfläche befinden.

Angespannte und schweigsame Minuten gehen wir durch einen dunklen Gang mit gewölbten Betonwänden. Dann taucht endlich ein schwaches Licht vor uns auf. Als wir näher kommen, wird es heller, es kommt von einer Leuchtstoffröhre. Der Gang wird breiter und wir betreten einen Raum, der offensichtlich als Wohnraum hergerichtet wurde. Hier gibt es Licht. Einen richtigen Fußboden. Geflieste Wände. Ein Waschbecken. Eine Küche. Einen Waschraum.

Wir sollen uns auf eine mitten in diesem großen Raum liegende Matratze setzen.

Mir ist heiß. Sehr heiß. Wahrscheinlich von der Anspannung und der Angst. Ich ziehe mein Shirt aus, aber mir ist immer noch heiß. Dann ziehe ich auch noch meine Hose aus, sitze nun in Boxershorts da. Almog sitzt neben mir. Wir warten. Ich schaue mich um. Der Raum, in dem wir uns

befinden, ist lang und schmal. An dem einen Ende ist ein großer Fernseher an der Wand angebracht, am anderen Ende, wo wir hergekommen sind, eine große Öffnung, die zum Gang führt. Weitere Türen gehen von dem Gang ab, eine in die Küche, eine in den Waschraum. Es gibt noch einen weiteren, schmaleren Gang, der von diesem Raum abgeht, er führt anscheinend in einen Nebenraum. Der Terrorist, den wir das Dreieck nennen, und jener, der uns an der Leiter begrüßt hat, ihn nennen wir später *Smiley*, bringen uns Wasser und ein paar Kekse. Mir ist nicht nach essen, ich trinke nur. Viel. Mir ist immer noch unglaublich heiß. Ich kann nicht fassen, dass ich hierbleiben soll. Dass ich heute die Nacht hier verbringen werde – und wer weiß, wie viele weitere.

Ich kriege kaum Luft.

Wir hören weitere Menschen näher kommen. Im Tunnel hallt jedes Geräusch klar und deutlich von einem Ende zum anderen wider. Die in sich geschlossene Akustik verstärkt alles. Almog hört es vor mir, ich höre schon seit einigen Jahren nicht mehr besonders gut, und die vielen Explosionen haben mein Gehör vermutlich weiter beeinträchtigt. Almog hört, wie die Falltür sich knarzend öffnet, gedämpftes Flüstern, Schritte, die näher kommen. Jetzt kann ich es auch hören. Zwei junge Männer werden in den Raum gebracht und auf die Matratze gegenüber von uns gesetzt. Wir beobachten sie schweigend. Einer hat nur noch einen Arm. Sie schauen sich um, desorientiert. Ich frage mich: *Sind sie auch Geiseln? Sind sie Israelis?*

Als die Entführer wieder weg sind, spricht einer von ihnen uns an: »Ihr seid Israelis, stimmt's?« Wir nicken.

»Ich bin Ori, und das ist Hersh«, sagt er und zeigt auf den jungen Mann, dem ein Arm fehlt. »Wer seid ihr?«

»Ich bin Almog.«

»Ich bin Eli«, antworte ich. »Woher kommt ihr?«

»Wir waren auf dem Nova-Festival«, erwidert Ori.

»Ich auch«, sagt Almog.

Sie schauen mich an. »Ich bin aus dem Kibbuz Be'eri«, sage ich.

Für einen Moment schweigen wir alle vier.

»Was ist dir passiert?«, frage ich Hersh.

»Ich wurde im Schutzbunker verletzt«, antwortet er leise.

»Welchem Bunker?«, frage ich.

»Dem in der Nähe vom Kibbuz Re'im«, antwortet er. Die Straßen im Süden Israels sind gepflastert mit Betonbunkern, zum Schutz vor den häufigen Raketen- und Mörserangriffen aus dem Gazastreifen. »Als der Raketenbeschuss bei der Party eingesetzt hat, sind wir losgefahren, haben aber am Bunker angehalten und sind hineingegangen. Wir dachten, dort wären wir sicher.«

Ich mustere Hershs zartes, nachdenkliches Gesicht. Der Anblick seines fehlenden Arms fällt schwer, noch schwerer ist es, mitanzuhören, was diese jungen Männer erleiden mussten. Ori, Almog und Hersh reden weiter über das Festival, sie versuchen zu rekonstruieren, wie, wann und von wo jeder von ihnen entführt wurde. Ich bekomme mit, dass Ori und Hersh beide aus Jerusalem sind. Ori erzählt Almog, dass er Hersh in einem Krankenhaus in Gaza kennengelernt hat, wo sie beide behandelt wurden.

Wir schweigen wieder. Und hören erneut Schritte und Stimmen, die sich nähern. Die Entführer bringen drei weitere junge Männer hinein: zwei dunkelhaarige und einen blonden. Auch sie setzen sich. Geiseln. Nun sind wir zu siebt und lernen uns ein bisschen kennen. Der Blonde heißt Alon. Der schlanke Dunkelhaarige, Or, atmet schwer. Ich kann sehen, dass er Angst hat. Der Kleinere heißt Elia. Alle drei wurden vom Nova-Festival entführt. Es stellt sich heraus, dass sie im selben Raketenbunker Schutz gesucht haben wie Hersh. Sie erkennen ihn wieder und blicken ihn erstaunt an.

»Wir dachten, du wärest tot!«, entfährt es ihnen.

»Nicht tot«, antwortet Hersh und lächelt schüchtern. »Verletzt, aber am Leben.«

Als sie ihn das letzte Mal sahen, lag er blutend unter einer Decke auf der Ladefläche eines Pick-ups der Terroristen. Niemals hätten sie sich vorstellen können, dass er überlebt hat.

Wir beginnen zu reden. Unsere Unterhaltung entwickelt sich zu einer Art emotionalem Ventil, wir erzählen unsere Geschichten, teilen unsere Erfahrungen, öffnen uns. Für Or, Elia und Alon ist es allein schon eine

Erleichterung, normal laut sprechen zu können – tagelang durften sie nur flüstern. Ich schaue in die Gesichter um mich herum. Ich bin etwas abwesend, kann immer noch nicht fassen, dass ich hier in diesem Tunnel gelandet bin. Aber ich kann die Angst auch in ihren Gesichtern lesen, sehe, wie fest sich alle an dieses Gespräch klammern. Langsam beginnt es, sich beruhigend auf uns alle auszuwirken – auch auf mich.

Einer der Entführer – derjenige, der Or, Alon und Elia gebracht hat – betritt den Raum und spricht zu uns. Er ist stämmig, seine Hautfarbe ziemlich dunkel. Elia, Or und Alon nennen ihn den *Kreis*, und wir tun es nun auch. Er erklärt uns, in einem Sprachenmix aus Arabisch und Hebräisch, dass er für diesen Tunnel verantwortlich ist und sich um unsere Bedürfnisse kümmern wird. Dann fordert er uns auf, unsere Matratzen zu nehmen, und wir gehen noch tiefer in den Tunnel hinein. Wir quetschen uns in einen engen Raum, der zwischen zwei größeren eingeschlossen ist: Einer für uns, einer für sie. Unser Bereich ist viel kleiner. Kein Fernseher, kein gar nichts. Nur Leuchten, ein Fußboden und Wände. Wir legen unsere sieben Matratzen in einer Reihe auf den Fußboden. Unser Raum hat eine Öffnung zum Verbindungsgang und eine zum Hauptgang, der auch zum Waschraum führt.

Wir hören, wie die Terroristen sich in ihrem Raum einrichten. Maske und Ausputzer, die mit mir gekommen sind; Nachtigall, der Almog gebracht hat; Smiley, der uns im Tunnel erwartet hat; ihr Kommandeur, das Dreieck; und der Kreis, der mit Hersh und Ori gekommen ist und für die Logistik im Tunnel verantwortlich zu sein scheint. Er sorgt für Ordnung, Essen und Vorräte. Unsere Entführer sind relativ entspannt. Die anhaltende Waffenruhe draußen wirkt sich positiv auf ihre Stimmung aus. Sie bringen uns Essen, anschließend fesseln sie uns wieder.

Die Ketten stören mich nicht weiter. Ich war schon die ganze Zeit im Haus gefesselt. Aber für Alon, Or und Elia ist es eine neue und furchtbare Erfahrung. Die Terroristen haben nur fünf Paar Fußfesseln für uns sieben. Hersh lassen sie aus. Vermutlich denken sie, dass er mit nur einem Arm ohnehin nicht weit kommen würde. Sie fesseln Alon, Elia, Ori und Or und versuchen dann, Almog und mich zusammenzuketten, jeden mit einer

Fußfessel. Wir weigern uns. Wir protestieren, wir beschwören sie, wir geben ihnen zu verstehen: »Auf gar keinen Fall!« Nun, da wir zu siebt sind, haben wir plötzlich die Macht, kleine Widerstandsakte zu begehen. »Almog ist doch auch verletzt«, flehe ich, »legt sie nur mir an.« Nachtigall ist schon die ganze Zeit bei Almog und hat eine emotionale Bindung zu ihm aufgebaut. Das spüre ich. Ich bitte und bettle, bis er schließlich einlenkt und anschließend auch die anderen überzeugt. Ich bekomme die Fußfesseln für mich allein.

Unsere Entführer wollen, dass wir endlich schlafen. Dass wir Ruhe geben. Aber wir reden weiter, lernen uns kennen, versuchen zu verstehen, was, wie, wem passiert ist. Die jungen Männer reden über das Nova-Festival und den Bunker, aus dem Alon, Or, Elia und Hersh verschleppt wurden. Ein Name fällt dabei immer wieder: Aner Shapira.

Sie beschreiben, wie Dutzende junge Menschen völlig verängstigt in einem überfüllten, geschlossenen Raketenbunker in der Nähe vom Kibbuz Re'im kauern. Wie auf Arabisch brüllende Terroristen näher kommen und anfangen, Granaten in den Bunker zu werfen. Wie ein junger Mann panisch nach draußen rennt und augenblicklich erschossen wird. Und wie ein junger Mann namens Aner Shapira sich in den Eingang stellt und das Kommando übernimmt. Wie er alle anweist, sich flach auf den Boden zu legen, die Granaten aus der Luft fängt und sie wieder hinausschleudert. Immer und immer wieder. Sieben Mal. Wenn ihm etwas zustoßen sollte, müsse jemand seinen Part übernehmen, hat er ihnen zugerufen. Hersh erzählt, dass Aner und er seit ihren Jerusalemer Kindertagen befreundet waren. Sie waren zusammen zum Rave gefahren.

»Was ist aus ihm geworden, aus Aner?«, frage ich.

Sie schweigen für einen Augenblick. »Am Ende hat eine Explosion Aner getötet und Hersh verwundet.« Sie wissen nicht, ob es eine Granate, eine selbstgebaute Bombe oder eine Raketengranate war, die ihren Schutzengel tötete – was immer es war, es war vorbei. Die Terroristen stürmten den Bunker, zerrten Alon, Hersh und Or nach draußen und schossen drinnen ihre Magazine leer. Elias und Ors Partnerinnen befanden sich noch drinnen. Sie wissen nicht, was mit ihnen geschah.

Es fällt mir schwer, das alles zu begreifen. Verdammt schwer. Es fühlt sich an wie ein Workshop zur Traumaverarbeitung. Immer wieder gehen sie die Gewalttaten durch: das viele Blut im Bunker, die Angst, die leblosen Körper, die Gewehrschüsse. Die Schreie.

Nach all den Geschichten – wir vergleichen die Häuser, in denen wir in den vergangenen Wochen festgehalten wurden, die Familien und die Terroristenzellen, die uns bewacht haben, sowie alle Details der Entführungen – verfallen wir in Schweigen. Ich weiß nicht, ob die anderen schon weggedämmert sind. Ich bin es nicht. Einer der Wächter sitzt direkt vor dem Eingang. Ich stehe immer wieder auf, muss auf Toilette. Acht Mal. Vor lauter Anspannung. Vor lauter Angst. Weil ich nur schwer Luft bekomme. Jedes Mal muss ich um Erlaubnis bitten. Ich stehe am Eingang, rufe die Bewacher und warte. Zurück auf meiner Matratze, eingequetscht zwischen Almog und Hersh, liege ich da und höre die anderen um mich herum atmen. Ich kann nicht ausmachen, ob es das Atmen der Schlafenden ist oder die bangen, kurzen, flachen Atemzüge von jungen Männern, deren traumatische Erlebnisse weiter in ihrem Inneren arbeiten und sich ungebeten in ihre Träume schleichen.

—

Ich weiß nicht mehr, wie ich durch diese erste Nacht gekommen bin. Wie wir alle sie überstanden haben. Aber wir haben es geschafft. Unsere Entführer stehen um 4.30 Uhr zum Morgengebet auf. Ihr Treiben weckt auch uns auf. Schichtweise schlurfen wir mit unseren Fußfesseln in den Waschraum und machen uns mit dem, was uns zur Verfügung steht, am Waschbecken frisch. Alle außer mir sind barfuß hier angekommen. Ich bin der Einzige, der Hausschuhe, Schuhgröße einundvierzig, an den Füßen trug, noch aus dem Haus der Familie. Sie werden zu unseren kollektiven Badezimmerschuhen. Vom ersten bis zum letzten Tag im Tunnel nutzen wir sie ausschließlich zu diesem Zweck. Wer zur Toilette muss, zwängt sich hinein – egal, wie groß seine Füße sind.

Tagsüber reden wir viel miteinander und lernen uns immer besser kennen. Hersh und Ori haben ein Backgammon-Brett mitgebracht, das sie

sich im Haus ihres vorherigen Geiselnegers selber zusammengebastelt haben. Wir spielen also Backgammon und mit den Karten, die ich dabei hatte. Wir alle haben zu kämpfen. Als am zweiten Tag jemand tief aufseufzt, schaut Ori ihn an und bittet Hersh: »Hersh, sag den Satz, den du damals im Haus immer zu mir gesagt hast.«

»Welchen Satz?«, fragen wir.

»Los, sag's ihnen«, drängt Ori.

Hersh sieht uns an. »Wer ein *Warum* hat, erträgt fast jedes *Wie*«, sagt er.

Ich lasse den Satz auf mich wirken. Er fühlt sich wie ein Geschenk an, passt gut zu der Geisteshaltung, in der ich ohnehin bin. Auch bevor ich die Worte gehört habe, hatte ich sie bereits verinnerlicht. Ich habe ein *Warum*. Mehr als ein *Warum*. Und ich konzentriere mich auf das Überleben, auf das Leben, das Sein. Auf die Rückkehr, lebendig und unversehrt, zu meiner Familie und in mein Leben. Ja, ich habe ein *Warum*. Die erste Nacht im Tunnel vergeht. Auch die zweite. Bald wird auch eine weitere vergangen sein. Ich kann das schaffen.

Ich kann alles überleben.

Eines Tages, wir essen gerade unsere Pitabrote, erzählt Ori Danino uns von seiner Familie. Er stammt aus einem ultraorthodoxen, sehr frommen Haushalt. Er spricht über seinen Vater, einen rabbinischen Gelehrten, und seine Entscheidung für ein anderes Leben. Nachdem wir gegessen haben, frage ich, ob er noch das *Birkat Hamason* auswendig kann, das jüdische Tischgebet, das nach der Mahlzeit gesprochen wird. »Natürlich«, antwortet er, und ich bitte ihn, es für uns aufzusagen. »Das ganze Ding? Laut?«, fragt er. Ich nicke. Wir alle nicken und versammeln uns um ihn.

Ori schließt die Augen und fängt an.

»*Baruch atah Haschem Eloheinu, Melech ha'olam, hasan et ha'olam kulo betuwo...*«

Gesegnet seist Du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der in Seiner Gütigkeit der ganzen Welt Nahrung gibt mit Gnade, Güte und in Barmherzigkeit. Dem, der allem Fleisch Nahrung gibt, denn ewig währt Seine Güte ...

Er spricht den vollständigen Segen, bis zum Ende. Er rezitiert, wir hören

schweigend zu. Die Worte, die den meisten von uns nicht vertraut sind, verflüchtigen sich in diesem versiegelten Tunnel, vierzig oder fünfzig Meter unter dem Gazastreifen, und finden den Weg in unsere Herzen. Ich schließe meine Augen. Die Worte schwirren mir im Kopf herum. *Du öffnest Deine Hand und sättigst alle Lebenden nach ihrem Verlangen ... der für Speise für alle sorgt ... dass Du unseren Vorfahren als Erbe ein kostbares, gutes und geräumiges Land gegeben hast ... mögen wir Gnade und viel Verständnis finden ... fehlt es uns an keiner, und möge uns nie Nahrung fehlen ... Der Frieden macht in Seinen Himmeln, Er macht Frieden für uns ...*

—

Am dritten Morgen betreten Sa'id – dem wir den Spitznamen »Maske« verpasst haben, weil er der Einzige ist, der, zumindest anfangs, eine Gesichtsmaske trägt – und Nachtigall unseren Raum und wecken Hersh, Ori und Almog. Sie fahren erschrocken, desorientiert hoch, wissen nicht, was los ist. Ich liege schon mit offenen Augen da, Alon, Elia und Or schlafen noch. Maske und Nachtigall weisen die drei an aufzustehen und ihre Sachen zu holen. Dann gehen sie. Die drei sind verwirrt, gehen nur zögerlich voran, verstehen nicht, was vor sich geht.

Der Kreis betritt den Raum. »*Yalla, yalla!*«, sagt er. »Ihr geht nach Hause, zurück zu Mama.« Er scheint davon überzeugt. Es fühlt sich nicht wie eine Finte an. Er und die anderen scheinen das wirklich zu glauben. Ori, Almog und Hersh stehen leise auf und packen ihre wenigen Habseligkeiten in Plastiktüten. Maske und Nachtigall lösen Oris Fesseln und führen die beiden in den Tunnelgang. Ein paar Sekunden später kommt Ori zurück. Er hat was vergessen, hebt es auf. Bevor er wieder geht, flüstere ich: »Ori!«

Er schaut mich an. »Tschüss, Eli. Wir sehen uns in Israel.«

»Wir sehen uns in Israel«, antworte ich. »Alles Gute.«

Ich mutmaße, dass im Rahmen des Deals die Frauen und Kinder bereits freigelassen wurden und nun die Verwundeten an der Reihe sind. Hersh, natürlich. Aber auch Ori und Almog sind nicht von ihren schweren Verletzungen genesen. Das ergibt Sinn. Ich beneide sie. Zutiefst. Ich will auch nach Hause. Aber trotz meiner Missgunst freue ich mich auch ein

wenig, sowohl weil ich ihnen gönne, dass sie gehen dürfen, als auch, weil ich es für ein gutes Zeichen halte. *Auch Männer werden jetzt freigelassen.* Vielleicht steht auch meine, unsere Freilassung kurz bevor. Vielleicht arbeiten sie an einer Vereinbarung, die uns alle hier rausholt. Noch hält die *hudna*. Das haben uns die Entführer erzählt, und wir merken es auch selbst, an der Ruhe. Es gibt keine Luftangriffe. Zudem ist ihre Freilassung auch deshalb eine gute Nachricht, weil wir unter uns vereinbart haben, dass diejenigen, die raus sind, die Familien der anderen informieren und Grüße übermitteln. Nun kann jemand mit Lianne und den Mädchen sprechen. Jemand kann meiner Familie erzählen, dass ich am Leben bin. Dass es mir gutgeht. Dass ich hier bin.

Als Alon, Or und Elia aufwachen, sind sie erschrocken darüber, dass die anderen drei verschwunden sind. Ich erkläre ihnen, dass sie weggebracht wurden. »Vielleicht haben sie Ori mitgenommen, um ihn zu verhören«, fürchten sie. Dass Ori Berufssoldat ist, hat er seinen Entführern verschwiegen. Auch Almog und Hersh haben gedient. Sie machen sich Sorgen, dass das Verschwinden der beiden in irgendeinem Zusammenhang damit steht. Ich widerspreche. Bin mir sicher, dass sie wirklich nach Hause zurückkehren. Genauso sicher, wie ich bin, dass *wir* nach Hause zurückkehren werden.

»Ganz bestimmt werden sie die Kämpfe nicht wieder aufnehmen, solange wir noch hier sind«, sage ich zuversichtlich.

Wir sehen die drei nie wieder. Wir hören nie wieder von ihnen.

Hersh Goldberg-Polin. Almog Sarusi. Ori Danino.

5

Die Waffenruhe hält noch einen Tag.

Wir wissen von unseren Entführern, dem Kreis und dem Dreieck, dass die *hudna* verlängert wurde. Aber wie es weitergeht, ist ungewiss. Es wackelt, sagen sie. Sie halten uns permanent auf dem Laufenden: über die Phasen der Waffenruhe, über die Anzahl der an jedem Tag freigelassenen Geiseln, über die zahlreichen Berichte. Sie sind immer noch in Hochstimmung, immer noch in der Euphorie des 7. Oktober, scheint mir. Die Kampfpause hat sie entspannter werden lassen. An den frischen Pitabrotten, die wir nun erhalten, erkennen wir, dass die Märkte und die Bäckereien geöffnet haben, es gibt wieder Vorräte.

Wir hoffen immer noch, dass auch wir freigelassen werden. Zumindest *ich* habe die Hoffnung. Elia erzählt mir, er hätte sie meinen Namen sagen hören. Sie hätten über Eli Sharabi gesprochen. »Du bist wahrscheinlich der Nächste.« Schön wär's. Am 1. Dezember, einem Freitag, gehe ich morgens in den Waschraum. Als ich zurückkehre, steht das Dreieck in der Tür.

»*Hudna?*«, frage ich ihn.

Er schaut mich verzweifelt an. »Großer Krieg da draußen.«

Die Waffenruhe ist also vorbei. Ich gehe wieder hinein und erzähle es den anderen. Ich komme nicht hier raus. Ich bin nicht der Nächste. *Wir* sind nicht die Nächsten. Es wird noch nicht passieren. Wir sitzen auf unseren Matratzen und sprechen über die veränderte Situation. Die Neuigkeiten machen uns traurig. Machen *mich* traurig.

Wie konnten sie die Kämpfe wieder aufnehmen, solange wir noch hier gefangen sind? Was ist da los? Wieder und wieder gehen wir alles durch, analysieren die Ereignisse, spekulieren, was als Nächstes geschehen, was der Plan sein könnte, wo das alles hinführen soll. Ich vermute, die Kämpfe werden noch ein paar Wochen andauern. Vielleicht einen Monat. Das müsste es dann aber auch gewesen sein. Die nächste Runde wird kurz sein,

wie die vorangegangene auch. Unsere Entführer stimmen zu und sprechen die ganze Zeit darüber, unter sich und mit uns. »Atmet tief durch«, sage ich zu Alon, Elia und Or. »Noch ein paar Wochen, dann wird auch das vorüber sein.«

Or kommt am schlechtesten mit der Situation zurecht. Bei uns allen fließen immer mal wieder Tränen, aber in dieser frühen Phase tut er sich am schwersten. Er hat Atemnot, und ich kann sehen, wie er sich immer weiter in sich zurückzieht. Ich werde mit ihm sprechen, beschließe ich, aber ich gebe ihm noch zwei Tage, damit er alles herausweinen, sich dem Selbstmitleid hingeben kann. Gebe ihm Zeit. Aber nach zwei Tagen spreche ich mit ihm: »Or, es ist völlig in Ordnung, ein bisschen zu weinen«, ich lege eine Hand auf seine Schulter. »Aber du musst da auch wieder herausfinden.«

Er liegt da, zusammengerollt wie ein Fötus. »Ich kann nicht«, antwortet er.

Ich hole tief Luft. »Es ist in Ordnung, Heimweh zu haben. Es ist in Ordnung, traurig zu sein. Aber Selbstmitleid, Or, das könnte uns hier den Hals brechen. Es könnte uns von unserer Mission ablenken. Und unsere Mission ist es zu überleben.« Er sieht mich an, kämpft wieder mit den Tränen. »Wir sind nicht diejenigen, die Mitleid brauchen«, sage ich. »Die, die da draußen auf uns warten, sind die wirklich Bemitleidenswerten.« Pause. »Sag nochmal, wie heißen deine Frau und dein Kind?«

Or schluchzt. »Meine Frau heißt Einav und mein Sohn Almog. Er ist zwei Jahre alt.«

Ich nicke. »Einav und Almog sind also diejenigen, die zurückgelassen wurden mit all ihrer Angst, die nicht wissen, was mit dir passiert ist. Sie brauchen dich. Du musst überleben. Konzentriere dich auf sie. *Du* bist hier nicht das Thema. *Sie* sind es. Sie sind das Ziel. Du musst zu deinem Sohn zurückkehren, und dieser Zusammenbruch wird dabei nicht hilfreich sein. Im Gegenteil.«

Or hört mir zu. Ich kann sehen, wie schwer es ihm fällt, aber ich muss ihn da herausholen, er muss sich zusammenreißen. »Wie schaffst du das?«, fragt er mich.

»Was denn?«

»Dich emotional so zu distanzieren«, antwortet er. »Wie gelingt es dir, das alles hier von dir fernzuhalten und dich auf die Menschen draußen zu fokussieren?«

Ich halte inne. Alon und Elia sitzen neben uns auf ihren Matratzen und blicken uns an. »Das ist die Entscheidung, die ich getroffen habe«, sage ich leise. »Ich will überleben. Und das ist mein Weg. Die Traurigkeit, das Weinen, das Selbstmitleid. All das wird dir nicht helfen.«

—

Routine hält Einzug. Wir bekommen zweimal am Tag etwas zu essen. Eine Mahlzeit am späten Morgen, wenn unsere Entführer fertig sind mit dem Gebet. Die zweite am Abend.

Wir essen nicht mehr so gut wie in den Wohnhäusern über der Erde, aber akzeptabel. Jeder von uns bekommt anderthalb Pitabrote pro Mahlzeit. Die Pitas sind relativ frisch und mit Käse, *ful*-Bohnen oder Hummus gefüllt. Manchmal gibt es sogar Nudeln oder etwas anderes. Wir hungern nicht. Das ist im Moment nicht unser Problem.

Wir essen in einer Ecke unserer Zelle, in die unsere Entführer einen kleinen Tisch und Stühle für uns gestellt haben. Wir verlassen den Raum nie, außer um auf Toilette oder zum Waschbecken zu gehen, wo wir uns morgens frisch machen und unsere Zähne putzen. Der Kreis hat Zahnbürsten und eine Tube Zahnpasta für uns besorgt. Er versorgt uns auch mit Basismedikamenten. Mir bringt er Augentropfen gegen meine trockenen Augen und Alon Ohrentropfen gegen seine Entzündung.

Wir gehen einzeln in den Waschraum, schlurfen mit unseren Fußfesseln den Gang hinauf und wieder zurück.

Nie betreten wir den Bereich unserer Entführer. Immer kommen sie zu uns, bringen uns Essen, halten uns auf dem Laufenden oder setzen sich einfach nur, um sich mit uns zu unterhalten. Fast jeden Abend kommen sie in unseren Bereich. Der Kreis redet gern über Politik. Wieder und wieder breitet er seine Sicht auf die Welt vor uns aus und plappert die Hamas-Agenda nach. Parolen wie diese:

Ganz Palästina gehört uns, und nur uns.

Es gibt keinen Platz für einen Staat Israel, und so etwas existiert auch gar nicht.

Geht dorthin zurück, wo eure Eltern oder Großeltern herkamen.

Es wird keinen Frieden geben, solange ihr euch auf unserem Land befindet.

Unser Leben in Gaza ist schwer.

Die Bedingungen sind hart, und Geld gibt es keines.

Wir sind die Opfer.

Bibi will uns alle töten.

Wenn er redet, bewegen wir uns auf einem schmalen Grat: Eigentlich möchten wir unseren Standpunkt äußern, wir achten aber zugleich darauf, ihm nicht zu widersprechen. Lieber nicken wir, zeigen uns empathisch, tun so, als könnten wir sie verstehen, würden ihnen zustimmen, als wären sie im Recht. Wir wollen, dass der Kreis weiterspricht, bei uns bleibt, uns weiter mit Neuigkeiten und Nachrichten versorgt. Dafür ertragen wir auch seinen Sermon.

An einem Tag filmen unsere Entführer uns vier für ein Propagandavideo. Sie richten den Raum so her, dass er keinerlei Informationen preisgibt, und filmen uns nacheinander. Wir müssen unsere Namen sagen, erzählen, wo wir herkommen, wen wir zu Hause vermissen ... und natürlich, auch das befehlen sie uns, müssen wir an Premierminister Netanjahu appellieren, uns so schnell wie möglich hier herauszuholen.

Die meiste Zeit des Tages sind wir allein in unserer Zelle, nur wir vier. Wir schlagen die Zeit tot mit Spielen – Karten und Hershs Backgammon, das wir behalten durften. Mit einfachen Sportübungen. Und mit Gebeten, das betrifft vor allem Elia, der jeden Morgen mit einem Gebet beginnt, wir hören zu. Wir sprechen viel miteinander. Sehr viel. Immer mehr erfahren wir über einander. Wieder und wieder erzählen wir uns in diesen ersten Wochen unsere persönlichen Geschichten. Die endlosen leeren Stunden geben uns viel Raum, um in die Leben der anderen einzutauchen. Noch ist alles neu, interessant, unbekannt. Jobs. Wohnorte. Familien. Beziehungen. Eltern. Geschwister. Erfahrungen. Reisen.

Diese langen Tage und in die Tiefe gehenden Gespräche sind wie ein Tor, das sich zu jedem Detail aus unserem Leben öffnet. Wir haben Zeit, über alles zu reden, alles zu erinnern – unsere Kindheit, unsere Jugend, unsere Zeit in der Armee. Höhen und Tiefen. Vier Männer, die eine Reise in das Leben der anderen unternehmen, durch Erinnerungen und Seelenzustände wandern. Immer abwechselnd lädt jeder von uns die anderen in seine eigenen Geschichten ein, erinnert sich an Orte, Menschen und Momente aus einer anderen Welt.

Da wir uns erst seit Kurzem kennen, sind wir noch neugierig, begierig, mehr Geschichten über die anderen zu erfahren. So vergeht die Zeit schneller. Wir müssen unsere Persönlichkeiten nicht umständlich erklären, ganz automatisch erkennen wir die Charakterzüge des anderen. Schon jetzt bemerke ich eine Kluft zwischen mir und den anderen. Ich bin ihnen mindestens anderthalb Jahrzehnte voraus. Ich bin Vater, in der Kunst der Selbstaufopferung also erprobt, lebe seit vielen Jahren mit Menschen zusammen, die auf mich angewiesen sind. Or ist zwar auch Vater, aber bei Weitem nicht so lange wie ich. In den vergangenen zwanzig Jahren habe ich zudem anspruchsvolle Aufgaben in verschiedenen Managementpositionen eingenommen, ich verfüge also über einen Werkzeugkoffer, der mir hilft, komplexe menschliche Dynamiken zu steuern und Konflikte beizulegen. Ob zum Guten oder zum Schlechten: Ich habe hier eine Aufgabe zu erfüllen. Sie brauchen mich, um mit der Situation zurechtzukommen. Ich muss Verantwortung nicht nur für mich selbst, sondern auch für sie übernehmen. Die anderen werden Teil meiner Mission zu überleben. Und jeder benötigt etwas anderes von mir.

Alon und ich kommen uns immer näher. Er erzählt mir von seiner Familie, ich erzähle ihm von meiner. Als er hört, dass ich aus Be'eri komme, sagt er, sein Bruder habe dort ein Jahr lang als Freiwilliger gearbeitet, bevor er zur Armee ging. Er nennt mir den Namen seines Bruders. Und ich erinnere mich an ihn! Er hat mit meinen Töchtern zusammengearbeitet. Alon spricht von seinen Träumen, ich von meinen. Ich erkenne in ihm den sensiblen, intelligenten jungen Mann, der von dem, was er durchgemacht hat, traumatisiert ist.

Immer wieder kehrt er in den Bunker zurück, zu dem Augenblick, in dem er entführt wurde. Sowohl in seinen Geschichten als auch in seinen Albträumen. Ich versuche ihn da herauszuholen. »Erzähl mir was Schönes aus deinem Leben«, bitte ich ihn. »Etwas Positives, das noch nicht lange zurückliegt.«

Er überlegt einen Moment. »Ich bin gerade von einer achtmonatigen Auslandsreise zurückgekehrt.«

»Wo warst du?«

»In Vietnam und auf den Philippinen«, flüstert er.

»Großartig«, sage ich lächelnd. »Erzähl mir davon.«

Alon lächelt traurig. »Von den ganzen acht Monaten?«

»Na klar! Oder hast du noch etwas anderes vor?«

Er kichert und erzählt mir vom Tauchen vor den Philippinen. Ich erzähle ihm, dass ich auch gerne tauche. Dass nichts auf der Welt mehr Freude macht, einen größeren Zauber hat. Alon empfindet das genauso. In Gedanken gehen wir gemeinsam tauchen. Lassen uns treiben in eine weit, sehr weit entfernte türkisfarbene Welt voller Fische, Riffe und Sonne.

Gegen Ende seiner Reise, im vergangenen Juli, sind Alons Eltern und seine Schwester nach Thailand geflogen, um ihn dort zu treffen und gemeinsam Urlaub zu machen. Zwei Wochen verbrachten sie auf Ko Samui und Ko Pha Ngan. Er erzählt gern von ihrer gemeinsamen fantastischen Zeit dort und davon, was er auf dieser Reise über sich selbst gelernt hat. Als er Israel im Januar verlassen hatte, konnte sich keiner seiner Freunde vorstellen, dass er auch nur einen Monat alleine überstehen würde. Als er seine Eltern traf, sonnengebräunt und um einige wunderbare Erfahrungen reicher, war er ein strahlender Held.

In einem anderen Gespräch stellen Alon und ich fest, dass unsere Geburtstage nur wenige Tage auseinanderliegen. Alons Geburtstag ist am 10., meiner am 13. Februar. Nur drei Tage auseinander. »Du auch im Februar?«, lacht Alon. »Jeder hat im Februar.«

»Wieso jeder?«, frage ich.

»Meine Schwester. Meine Oma. Sie hat genau wie du am 13. Februar Geburtstag. Und ein Cousin.«

Ich erkenne, dass Alon sehr sensibel, klug und talentiert ist, aber ihm fehlt die emotionale Resilienz, um mit der Situation zurechtzukommen. Er ist nicht im Überlebensmodus. Das zeigt sich zum Beispiel, wenn es ums Essen geht. Zu dieser Zeit hungern wir noch nicht. Es gibt Essen. Aber nicht viel. Pro Mahlzeit bekommen wir zusammen eine *siniyah*: ein Tablett mit etwas Reis, Fleisch oder *ful*-Bohnen. Dazu erhält jeder anderthalb Pitas, um damit alles vom Tablett zu löffeln. Am Verhalten der anderen sehe ich, dass sie die Lage noch nicht grundsätzlich erfasst haben. Um das Essen fair zu teilen, braucht es klare Kommunikation und Regeln. Wenn wir überleben wollen, müssen wir das hinkriegen. Anfangs regele ich die Situation nur für mich selbst, um meine eigenen Rationen sicherzustellen. Ich sage, ich möchte mein Essen nicht mit der Pita löffeln, und schlage vor, ich befülle meine Pita stattdessen, sie können tunken, wie es ihnen gefällt. Alle sind einverstanden. Ich weiß, dass für mich nichts übrigbleiben würde, wenn ich nicht meine Pita befülle. Niemand hier handelt böswillig. Sie haben lediglich einen blinden Fleck, und ihr Denken greift zu kurz.

Doch während ich eine Lösung für mich gefunden habe, bleibt Alon immer wieder außen vor, häufig gibt es für ihn nichts mehr. Ich versuche, das Problem zur Sprache zu bringen. Ich bin ein sehr direkter Mensch und spreche die Dinge gern offen an. Aber sie verstehen es nicht. Sie lügen mich nicht etwa an – sie können nur nicht erkennen, was an ihrem Verhalten problematisch sein soll. Ich versuche, Alon in das Gespräch einzubeziehen, damit er selbst es ihnen erklärt. Aber er ist eine so sanfte Seele, dass er sich lieber zurückzieht, als in die Konfrontation zu gehen. Nach einem dieser Gespräche sage ich zu ihm: »Alon, spar dir den netten Jungen von nebenan für die Bars in der Dizengoff-Straße auf. Für die Partys und das Leben draußen. Hier musst du lernen, für dich einzustehen. Du musst dich durchsetzen. Du musst überleben.«

Alon tut sich schwer. Ich sehe, dass er mich braucht. Also muss ich noch eine Schippe drauflegen. Wenn er zusammenbricht oder weint, wenn alle drei zusammenbrechen oder weinen, bin ich für sie da. »Ihr wollt zusammenbrechen? Ihr wollt weinen?«, frage ich sie. »Geht weinen. Fünf Minuten. Zehn Minuten. Fünfzehn. Mehr nicht. Dann reißt ihr euch wieder

zusammen. Spielt wieder ein Spiel. Betet. Redet miteinander, macht Übungen. Überlebt.«

Eine der Geschichten, die mir die drei erzählen, handelt von einem jungen Mann im Raketenbunker. Sie kannten ihn nicht. Kurz nachdem die Terroristen sie brutal auf einen Pick-up gehievt hatten, um sie nach Gaza zu verschleppen, noch bevor sie losfahren, entschied dieser junge Mann plötzlich herunterzuspringen. Die Terroristen erschossen ihn auf der Stelle und ließen ihn auf der Straße zurück. »Er wusste, dass sie ihn töten würden, aber er hat beschlossen, lieber zu sterben, als entführt zu werden«, erzählten sie mir. Sie waren sich uneins, ob er richtig gehandelt hatte und ob sie seine Entscheidung nachvollziehen konnten. Ich greife ein und sage: »Ihr habt immer eine Wahl, das ist euch doch klar, oder?« Sie schauen mich an. »Ihr habt immer eine Wahl«, wiederhole ich. »Spürt diese Wahl. Schöpft Kraft daraus. Vergesst nicht, es gibt immer etwas, wenn es auch noch so klein ist, das ihr immer noch kontrollieren könnt.«

Eines Tages fragen sie mich: »Eli, wann brichst du denn zusammen? Wann weinst du?«

Ich schließe kurz die Augen. »Irgendwann wird es vorüber sein. Wie lange es auch dauern mag – eine Woche, einen Monat, zwei Jahre – es wird vorübergehen. Wir werden hier rauskommen. Erst wenn sich das Tor hinter mir schließt, wenn ich mich sicher in den Händen der IDF weiß, wenn dieser Albtraum wirklich vorüber ist ... *dann* werdet ihr mich zusammenbrechen sehen. *Dann* werdet ihr mich weinen sehen. Aber bis dahin habe ich eine Aufgabe zu erfüllen – zu überleben. Und dasselbe gilt für euch.«

Schließlich werden sie mich doch weinen sehen. Lange bevor all das passiert. Und obwohl ich mit aller Kraft versuche, mich zusammenzureißen.

—

Das Dreieck ist der Kommandeur in unserem Tunnel. Ihm sind fünf Entführer unterstellt, die wir jeden Tag über Festnetz telefonieren hören, sie sprechen mit einer Person, die ihnen Befehle erteilt. Das erkennen wir am Ton in ihrer Stimme und daran, wie sie schweigend zuhören. Sie stellen ihn auf Lautsprecher. Anscheinend ist er der befehlshabende Kommandeur vom

Dreieck.

Und dann, eines Tages, taucht er auf. Zu Anfang begreifen wir nicht, dass er es ist. Doch seine Stimme ist uns vertraut, und an der Art, wie sie ihn anschauen, an der Ehrfurcht, die sie ihm entgegenbringen, erkennen wir es: Kein Zweifel, er ist ihr Kommandeur. Unter uns nennen wir ihn *Honcho*, weil er an der Spitze steht. Er taucht mit einem anderen Terroristen auf, einem rothaarigen, der anscheinend sein Assistent ist. Es liegt auf der Hand, ihn *Orange* zu nennen. Die Ankunft von Honcho beendet die Gespräche, die unsere Entführer jeden Abend mit uns in unserer Zelle geführt haben, denn plötzlich stellen sie ihre Besuche ein. Ich habe auch mitbekommen, wie Honcho sie auf Arabisch angewiesen hat, nur noch so viel wie nötig mit uns zu sprechen und die Plauderrunden zu unterlassen.

Unsere Kidnapper fahren also auf eine eher funktionale Beziehung zu uns herunter: Sie bringen nur noch das Essen, erfüllen unsere Bedürfnisse, erteilen Befehle. So handhaben sie es zumindest, wenn Honcho in der Nähe ist. Doch eines Abends eilt Nachtigall in unsere Zelle, setzt sich neben mich und flüstert: »Du, Eli, ich habe deine Frau und deine Töchter im Fernsehen gesehen. Bei einer Demonstration.« Mir steigen sofort die Tränen in die Augen. »Sie kämpfen um dich«, flüstert er. »Du hast großartige Töchter.« Dann huscht er schnell wieder hinaus. Ich bleibe sitzen. Sobald er weg ist, breche ich in Tränen aus. Das zweite Mal, seit ich in Gefangenschaft bin, dass ich weine.

Von meinen Töchtern zu hören zerreißt mich. Es schnürt mir das Herz zusammen und weitet es zugleich. *Sie sind am Leben*. Nun habe ich einen Beweis. *Sie haben den 7. Oktober überlebt*. Sie warten auf mich. Es geht ihnen gut. Sie kämpfen um mich.

Or, Elia und Alon kommen zu mir. Umarmen mich. Fragen, was passiert ist. Sie sind überrascht, mich weinen zu sehen. Ich erzähle ihnen, was mir Nachtigall zugeflüstert hat. Sie freuen sich für mich, teilen meine Erleichterung. Kurze Zeit später, als ich mich wieder gefangen habe, blicke ich sie an. »Man kann es nicht wirklich wissen«, sage ich leise. »Letztlich weiß er nicht, ob es meine Töchter waren.« Sie schauen mich an, schweigend. »Man kann es nicht wissen«, wiederhole ich. »Er könnte

meine Nichten gesehen und sie für meine Töchter gehalten haben. Wisst ihr, alle Sharabi-Mädchen sehen gleich aus. Vielleicht waren sie es. Vielleicht waren sie es nicht.«

Ich wische mir die Tränen aus dem Gesicht. »Man kann es nicht wissen«, flüstere ich.

—

Sogar tief unter der Erde können wir die Luftangriffe hören. Zumeist sind sie gedämpft, als wäre die Explosion kilometerweit entfernt. Manchmal sind sie näher und lauter, dann fühlt es sich an, als würde ein Erdbeben den Tunnel erschüttern. Die Luftangriffe sind beunruhigend, aber nicht beängstigend. Wir fühlen uns geschützt hier.

Wir fürchten etwas anderes. Jedes Mal, wenn wir ein paar Schritte gehen und die Fußfesseln spüren, erinnern wir uns, wofür sie da sind. Wir sind gefesselt, damit wir nicht fliehen können, wenn die IDF versuchen sollte, uns zu retten. Damit unsere Kidnapper uns vorher töten können. Darüber machen wir uns keine Illusionen: Egal, wie nahe wir uns ihnen fühlen, wenn es darauf ankommt, wird keiner von ihnen auch nur eine Sekunde zögern, bevor er uns eine Kugel in den Kopf jagt. Nicht der Kreis, so gut er sich auch um uns kümmert; nicht Nachtigall, so viel er auch mit uns redet; nicht einmal Smiley, so viel Halwa er auch zu uns hineinschmuggelt. Sie würden es alle tun, ausnahmslos.

Davor haben wir Angst: dass IDF-Einheiten versuchen könnten, in den Tunnel einzudringen, um uns unter Einsatz von Gewalt zu retten. Wir wissen, dass es niemals funktionieren würde, dass es das Ende wäre. Unser Ende. Und ihr Ende. Wir beten dafür, dass sie nicht einmal darüber nachdenken, und versuchen es mit Telepathie: *Kommt nicht hier rein. Stürzt euch nicht in den Tod. Und bringt uns nicht in tödliche Gefahr.* Außerdem ist da die permanente Angst, dass einer unserer Kidnapper schlechte Nachrichten erhalten könnte, vielleicht vom Tod eines ihm nahestehenden Menschen, und er dann Amok läuft, zu uns hereinstürmt und uns alle abschlachtet.

Die Luftangriffe kommen immer näher, bis wir, am frühen Morgen des 5.

Januar 2024 und an Tag vierzig im Tunnel, eine ohrenbetäubende Explosion direkt über unseren Köpfen hören und der Strom ausfällt. Nach ein paar Sekunden im Stockfinstern leuchten die batteriebetriebenen Taschenlampen auf. Panik und Chaos im Tunnel. Wir hören die Falltür über uns zuschlagen, gefolgt von Ziegelsteinen, die herunterkrachen.

Wir begreifen, dass die Moschee über uns bombardiert wurde und vermutlich eingestürzt ist. Or ist völlig außer sich. Er fürchtet, dass die IDF jeden Moment auftaucht, und die Entführer uns alle hinrichten werden. Wir hören, wie auch unsere Kidnapper in Panik geraten, laut und aufgeregt miteinander sprechen. Mit uns reden sie nicht. Wir sitzen auf unseren Matratzen, verwirrt, verängstigt, und fragen uns, was nun passiert. Elia mutmaßt, Hersh, Almog und Ori könnten die IDF zur Moschee geführt haben. Vielleicht haben sie bei einer Befragung ausgesagt, wo sich der Tunnel der Hamas befindet. Deshalb der Luftangriff hier. Wie üblich können wir nur spekulieren.

Nach einer halben Stunde absoluten Durcheinanders und großer Anspannung höre ich, wie Honcho die Entführer lautstark antreibt, und ich begreife, dass sie sich entschieden haben, uns zu evakuieren. Sie fangen an zu packen. Wir bekommen mit, dass sie Essen, Medikamente und Ausrüstung in große Taschen stopfen – alles, was sich im Tunnel befindet. Schließlich kommen sie und erklären uns, dass wir alle umziehen. »Packt eure Sachen.« Wir raffen unsere paar Habseligkeiten auf. Decken und Kissen können wir nicht mitnehmen. Ich werfe meine wenigen Wechselkleider und Augentropfen in eine Tüte. Auch unser Kartenspiel, ein Buch, das irgendjemand mitgebracht hat, und Hershs Backgammon packen wir ein. Alle sind nervös. Die Unsicherheit ist groß.

Unsere Kidnapper sagen, dass wir aufbrechen – und das leuchtet uns ein, natürlich. Hier können wir nicht bleiben. Aber wo gehen wir hin? Was passiert nun mit uns? Wie sollen wir hier überhaupt sicher herauskommen? Was erwartet uns? Jeder Schritt, jeder Ortswechsel, jedes Ausgesetztsein – Menschen oder Luftangriffen – ist eine Frage von Leben oder Tod für uns. Jeder Schritt ein Risiko. So viel kann schiefgehen. Ich schaue die anderen an. Ich sehe in Ors und Alons Augen. Unruhe. Nervosität. Ich drücke Ors

Schulter und flüstere. »Alles wird gut.«

Wir gehen in den Gang hinein. Sie lösen unsere Fußfesseln. Wir gehen durch den Tunnel, aber nun in die andere Richtung. Nicht in Richtung des Moscheeschachts, durch den wir hineingekommen sind, sondern zu einem anderen Schacht. Honcho führt uns an, wir gehen in Reihe. Die Entführer tragen Stirnlampen. Wir stolpern vorwärts. Es dauert ewig. Immer wieder halten wir an. Wir wissen nicht, was uns aufhält. Ich nehme an, sie haben einfach Angst und warten auf den richtigen Moment für den Ausstieg. Angst vor Luftangriffen. Angst vor der IDF.

Schließlich erreichen wir den anderen Schacht. Dort steht eine circa dreißig Meter hohe Leiter. Da müssen wir hoch. Ich betrachte sie genauer, und mir läuft es kalt den Rücken herunter. Ich habe Angst auszurutschen. Plötzlich sehen wir in der Dunkelheit vier Hamas-Kämpfer unterhalb der Leiter stehen. Es handelt sich offensichtlich um Kämpfer: Waffen, Westen, Ninjamasken, Kampfausrüstung. Unsere Kidnapper kleiden sich nicht so. Die Hamas-Kämpfer blicken uns finster an. Sie versetzen uns kleine, demütigende Hiebe und gestikulieren, dass sie uns gern die Kehle durchschneiden würden. Wir stehen schweigend da, mit gesenkten Köpfen, reagieren nicht.

Ihre Gegenwart erhöht die Anspannung noch. Wir achten darauf, keine plötzlichen Bewegungen zu machen, sie nicht zu provozieren. Honcho und das Dreieck klettern als Erste nach oben und ziehen die Taschen mit Seilen hoch. Wir warten unten. Als die Taschen oben sind, sind wir dran. Erst Or, dann ich, dann Elia, dann Alon.

Oben angekommen, schaue ich mich um. Wir stehen in einem verstärkten Betonkörper, vielleicht eine Art offener Bunker. Ich blicke nach rechts und sehe ein Gebäude, das wie eine Schule aussieht. Draußen herrscht Grabesstille. Das Dreieck weist uns an, paarweise zu gehen. Er warnt uns: Sollte jemand einen falschen Schritt machen, laut rufen oder auch nur etwas sagen, bekommt er sofort eine Kugel verpasst.

Wir setzen uns in Bewegung. Zum ersten Mal seit vierzig Tagen spüren wir Sonnenstrahlen auf unseren Gesichtern. Ich habe das Gefühl, durch eine apokalyptische Landschaft zu laufen, wie ein Schauspieler in einem völlig

bizarren Hollywoodspielfilm. Keine Menschenseele weit und breit. Alles ist zerstört. Metallschrott, Betonteile, Glas. Eine gespenstische Ödnis, in der hier und da Kugeln oder Mörserraketen durch die Luft pfeifen.

Ich gehe zusammen mit Ausputzer. Wir laufen durch das Geröll, von Gebäude zu Gebäude, versuchen, Dreieck und Or zu folgen, die vor uns sind. Dann verlieren wir sie aus den Augen. Wir kehren um, gehen einen anderen Weg – nichts. Niemand zu sehen. Gewehrkugeln durchschneiden die bleierne Stille. Wir irren umher, bis wir Honcho nach uns pfeifen hören, der uns zu einem Gebäude führt, das aussieht, als hätte dort einmal jemand gewohnt. Während wir darauf zugehen, detoniert ganz in der Nähe eine Bombe.

Ausputzer gerät in Panik. Wir rennen los, betreten das Gebäude, völlig außer Atem. Drinnen befinden sich Smiley, Elia, das Dreieck und Or. Mir wird bewusst, dass wir keinen Einschlag mehr aus solcher Nähe erlebt haben, seit wir im Tunnel waren. Selbst die Moscheeexplosion hat sich im Vergleich dazu gedämpft angehört. Wir warten im Inneren des Gebäudes ein paar Minuten, bis die anderen aufgeschlossen haben, und eilen weiter, wieder paarweise, von Unterschlupf zu Unterschlupf. Ich sehe Berge von Trümmern, Haufen aus Schutt, Plastik und Metall. Ausputzer geht neben mir mit gezogener Waffe, er schaut sich nervös um. Mir fällt es schwer zu laufen, zum einen, weil der Boden so uneben ist, und zum anderen, weil ich seit vierzig Tagen nicht mehr wirklich gelaufen bin.

Ich denke nicht an die Luftangriffe. Oder an den Schmerz, den mir das Laufen bereitet. Oder an die Angst. Ich fokussiere mich voll darauf, unser Ziel zu erreichen, wo es auch sein mag. Ich muss meine Mission erfüllen.

Plötzlich kommt mir ein Gedanke: *Wenn ich IDF-Soldaten sehe, versuche ich zu fliehen.* Koste es, was es wolle. Und wenn ich nicht weglaufen kann, werde ich ihnen zumindest ein Signal geben. Vielleicht einen Stein werfen. Etwas vom Boden aufheben. Mit einem Stück Stoff winken. Vielleicht wird mich Ausputzer dafür erschießen. Aber ich würde die Chance nicht verstreichen lassen.

Doch wir sehen keine IDF-Einheiten. Ich gehe ein bisschen vor, Ausputzer dicht hinter mir, er führt mich. Von Zeit zu Zeit müssen wir über

Trümmerhaufen klettern. Hoch und runter. Hoch und runter. Auf dem Weg zum nächsten Unterschlupf.

Endlich zeigt Ausputzer auf ein beschädigtes Gebäude, und wir gehen hinein. Or und das Dreieck sind schon drinnen. Sie führen uns in einen kleinen Raum mit einer großen Eisentür. Das Dreieck öffnet die Tür. Wir sehen eine Treppe, die nach unten führt, wie eine Kellertreppe.

Wir steigen hinab.

Die Treppe ist steil.

Ich zähle insgesamt siebzig Stufen.

Unten befindet sich ein dunkler Tunnelgang.

Wir gehen hinein, und ich spüre, wie das Gefälle unter unseren Füßen steiler wird.

Wir sind wieder in einem Tunnel.

6

Wir gehen durch den dunklen Gang des neuen Tunnels. Natürlich ist er nicht wirklich neu, neu ist er nur für uns. Der Gang ist schmal, es ist so eng, dass nicht einmal zwei Personen nebeneinander hindurchlaufen können, und allenfalls 1,80 Meter hoch. Or ist groß, manche von unseren Entführern auch, sie müssen sich ducken, damit sie sich nicht den Kopf an der gewölbten Betondecke stoßen.

Wir tasten uns im Lichtkegel der Stirnlampen unserer Entführer voran. Wie schon im vorigen Tunnel ist die Luft feucht, und der Boden nur festgetretene Erde. Der Weg zu den Wohnquartieren ist länger als bei dem Moscheeschacht. Schließlich erreichen wir einen befestigten Teil. Das muss es wohl sein.

Ich schaue nach links und nach rechts, und sofort ist offensichtlich: Dieser Tunnel ist in einem weitaus schlechteren Zustand als der vorherige. Alles ist kleiner: der Waschraum, die Schlafbereiche. Klein und ein totales Chaos. Kein Strom. Und als unsere Entführer die Wasserhähne aufdrehen, realisieren wir, dass es auch kein fließendes Wasser gibt. Sie scheinen wütend. Wir und sie werden lernen müssen, uns mit den Bedingungen hier zu arrangieren.

Die überall herumliegenden Gegenstände, die offenen Schranktüren, die auf dem Boden verstreut liegende Ausrüstung ... alles deutet darauf hin, dass hier bis vor Kurzem noch Menschen waren, die in großer Eile aufgebrochen sind. Aber wer? Geiseln? Hamas-Kämpfer? War dies ein Kommandoposten? Wer weiß. Als wir den vorigen Tunnel verlassen haben, haben unsere Entführer alles zusammengepackt und aufgeräumt. Hier hat sich offensichtlich niemand darum gekümmert, den Ort ordentlich zu hinterlassen. Unsere Kidnapper schieben uns in einen kleinen Raum, damit wir dort warten, und beginnen, das Chaos aufzuräumen.

Alon und Maske kommen als Letzte. »Warum habt ihr so lange

gebraucht?«, fragen wir Alon, als er zu uns stößt.

»Wir sind in ein verlassenes Haus gegangen, um Essen, Medikamente, Wasser und Decken zu holen«, antwortet er. »Das Gebäude war nur noch eine Ruine. Ich habe Flugblätter der IDF auf dem Boden gesehen, die die Menschen aufgefordert haben, das Viertel zu verlassen.«

Ich nicke. »Das erklärt die Grabesstille draußen.«

»Der Fußmarsch da draußen war eine der gruseligsten Erfahrungen meines Lebens«, beteuert Elia. Wir nicken alle zustimmend.

Es dauert ein paar Sekunden, bis sich unsere Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben. Wir erkennen verschiedene Gegenstände, die auf dem Boden verstreut liegen. Weil es keinen Strom gibt, sind die Stirnlampen unserer Entführer die einzige Lichtquelle. Schnell und geräuschlos sammeln wir alles auf, was uns brauchbar erscheint: eine Wollmütze, ein getragenes Shirt, Paracetamol, ein kleines Handtuch und – zu unserer großen Überraschung – eine Flasche Fanta! Eine ungeöffnete Flasche leuchtend orangefarbene Fanta, die uns im dunklen Tunnel, tief aus den Eingeweiden Gazas anstrahlt. Wir beschließen, sie auszutrinken. Gleich hier. Gleich jetzt. Bevor unsere Entführer sie entdecken. Wir trinken sie, ganz gleich, was passiert.

Ich gehe in den Gang, zeige auf eine Flasche Wasser auf dem Boden und frage Maske, ob ich daraus trinken darf. »Ich habe großen Durst«, sage ich. Er hebt die Flasche auf, probiert einen Schluck und gibt sie mir. »*Schukran*«, sage ich. *Danke*. Ich kehre in den kleinen Raum zurück. Wir öffnen die Fanta und reichen sie unbemerkt herum. Wir nehmen jeder einen großen Schluck und geben sie weiter. In wenigen Minuten ist sie leer. Sie schmeckt himmlisch. Nicht nur, weil wir von der Anspannung, dem anstrengenden Fußmarsch und vor Angst völlig dehydriert sind, sondern weil sie süß schmeckt. Ein süßes Getränk, das wir unter der Erdoberfläche, in einem Tunnel voller Angst und Sorge trinken. Etwas Süßes, das uns an die Welt da draußen erinnert. An zu Hause. An die einfachen Freuden im Leben.

Als die Flasche leer ist, schleicht Elia schnell zur Kochnische gegenüber von unserem Raum und wirft sie leise in einen großen Mülleimer. Auf Zehenspitzen kehrt er zurück. Unsere Entführer sind noch damit

beschäftigt, Ordnung im Tunnel zu schaffen.

Plötzlich fragt der Kreis laut: »Wo ist die Fanta?«

Die anderen schauen ihn an. »Welche Fanta?«

»Da war eine Fanta!«, brüllt er und kommt auf uns zu. »Wo ist sie?!«

Wir gucken ihn verständnislos an. »Wir haben hier keine Fanta gesehen!«, erwidere ich.

»Du lügst!«, brüllt er. »Ich habe ganz sicher eine volle Flasche Fanta gesehen, als wir reingekommen sind!«

Wir schütteln den Kopf, tun ahnungslos.

Schwören, dass wir keine Ahnung haben, wovon er spricht!

Unsere Entführer stehen um uns herum.

»Sie lügen«, faucht der Kreis.

»Frag ihn«, fordere ich ihn auf und zeige auf Maske. »Frag ihn! Ich habe ihn gerade um Wasser gebeten. Wir hatten Durst. Wir haben Wasser getrunken. Sonst nichts. Keine Fanta.«

Der Kreis schaut zu Maske, der nickt. Er blickt uns finster und misstrauisch an. Offensichtlich glaubt er uns kein Wort, aber er kann uns nichts nachweisen.

Schließlich gibt er auf und lässt die Angelegenheit auf sich beruhen.

Wir atmen erleichtert auf.

Ein kleiner rebellischer Akt.

Ein winziger, aber strahlend orangefarbener, süßer Sieg.

—

Vor uns liegen schwierige Tage.

In diesem Tunnel fehlt es an Vorräten und grundlegender Ausrüstung. Unsere Entführer haben noch nicht einmal einen Festnetzanschluss, und sie verbringen mehrere Tage damit, einen zu installieren. An Verpflegung gibt es erst mal nur, was sie aus dem vorigen Tunnel mitgebracht haben. In der Kochnische gegenüber von unserer Zelle gibt es kein Gas. Also auch keine Möglichkeit, etwas zu kochen.

Wie zuvor schlafen unsere Entführer auch hier im Raum direkt neben uns. Es gibt keinen Gang, der die beiden Bereiche miteinander verbindet,

nur eine schmale Öffnung.

Die ersten drei Tage in diesem Tunnel essen wir nur Kekse. Zwei oder drei am Morgen. Zwei oder drei am Abend. Kekse und Wasser. Das ist alles.

Nach drei Tagen bringen sie uns ein paar ungekochte *ful*-Bohnen. Ich werde langsam schwach. Mein Körper verlangt echte Nahrung. Ich glaube, sie haben fast zwei Wochen gebraucht, bis es wieder Pitabrote im Tunnel gibt. Die Pitas sind muffig, wahrscheinlich irgendwo auf der Straße aufgegabelt. Mir egal. Ich lasse das eine Pitabrot, das ich bekomme, auf der Zunge zergehen. Dazu gibt es eine Dose Frischkäse. Ich breche meine Pita in Stücke, dippe jedes einzeln in den Käse und kaue langsam. Den letzten Bissen spare ich mir für abends auf, damit ich zumindest *etwas* im Magen habe, wenn ich schlafen gehe.

Nach zwei Wochen, die wir nur mit Keksen, einer täglichen Dose Frischkäse für vier Männer und einer Handvoll Pitas überlebt haben, wird endlich ein Gasbrenner gebracht. Wir hoffen, dass das die Situation verbessern wird. Ganz offensichtlich haben sie Beschaffungsprobleme. Das wird schnell deutlich. Anders als im vorigen Tunnel gibt es keine regelmäßigen Lieferungen. Sie haben nur das zur Verfügung, was sie draußen ergattern können. Und draußen gibt es so gut wie nichts. Der Hunger hält Einzug. Nicht weil sie uns mutwillig aushungern, sondern infolge von Mangel. Das gilt auch für sie. Klar, sie essen mehr als wir und auch besser. Aber auch sie haben nicht viel. Die Mangelsituation macht sie reizbarer. Sie sind ungeduldiger mit uns. Wir achten darauf, ihnen nicht quer zu kommen, nichts zu sagen, was sie verärgern könnte, keine Forderungen zu stellen.

Auch wir werden ungeduldig. Der Hunger bewirkt, dass wir uns in uns selbst zurückziehen. Empathie verdorrt. Es ist hart. Wenn alles, was du bist, alles was *ich* bin, sich auf eine Sache reduziert: Hunger. Nichts anderes zählt. Nach und nach gelingt es unseren Entführern, mehr Vorräte aufzutreiben. Weil unser Bereich gegenüber der Kochnische liegt, beobachten wir sie beim Kochen und Essen. Das stört sie. Es macht den Kontrast zwischen ihrem und unserem Essen zu offensichtlich. Sie backen Fladenbrot über dem Gasbrenner. Manchmal, wenn sie Zucker und Öl

haben, bereiten sie sogar Süßigkeiten zu – nur für sich. Direkt vor unseren Augen.

Maske und Smiley bleiben selbst unter diesen Bedingungen gut zu uns. Manchmal stecken sie uns Leckereien zu: einen Bissen Halwa, einen Löffel Sesamkörner, eine kleine Pita. Aber Lebensmittel sind knapp. Die faden Pitas, die jeden Tag bei uns ankommen, vermitteln uns eine Vorstellung davon, wie die Welt da oben aussieht: Die Bäckereien sind geschlossen. Nahrungsmittellieferungen kommen nicht herein. Manchmal gelingt es ihnen, Reis oder Nudeln zu beschaffen. Dann kochen sie und geben uns ein wenig davon ab.

Wir haben keine Matratzen. Nachts breiten wir unsere Decken auf dem blanken Boden aus und schlafen darauf, unter Schmerzen. Nach drei Wochen ist unsere Zahnpasta, die wir aus dem vorigen Tunnel mitgebracht haben, aufgebraucht. Nun putzen wir unsere Zähne mit der bloßen Bürste. Monate später bekommen wir eine neue Tube, aber auch sie ist nach einem Monat verbraucht, obwohl wir uns darauf verständigt haben, nur einmal alle zwei Tage unsere Zähne mit Zahnpasta zu putzen. Toilettenpapier gibt es nicht. Wir putzen uns mit einer Flasche Wasser ab. Im Tunnel gibt es Wasserkanister, die unsere Entführer heruntergebracht haben: Manche sind mit Trinkwasser gefüllt, andere mit Wasser, das zum Trinken ungeeignet ist. Dieses nutzen wir zum Waschen und für die Toilette. Da wir kein fließendes Wasser haben, müssen wir das Wasser mehrfach verwenden: auch zum Händewaschen, zum Abputzen auf der Toilette und zum Wiederauffüllen des Wassertanks.

Unsere Essensrationen werden immer kleiner, und damit sinkt auch die Häufigkeit unserer Toilettengänge. Die Toiletten teilen wir nicht mit unseren Entführern. Wir haben unsere, sie haben ihre. Sie reinigen ihre, nicht unsere. Seife ist ein seltenes Gut. Wenn sie welche haben, geben sie uns ein wenig davon ab. Anfangs noch recht häufig. Dann immer weniger. Irgendwann gar nicht mehr.

Die hygienischen Zustände werden immer schlechter. Unsere Körper sind völlig verdreckt. Oft vergehen Wochen, ohne dass wir duschen können. Unsere Kleidung wird nie gewaschen. Unser Bereich wird nie geputzt. Es

gibt nichts, mit dem wir ihn reinigen könnten. Alles wird eklig. Im vorigen Tunnel hatten wir zweimal in vierzig Tagen geduscht. Hier nicht einmal das. Wir duschen einmal innerhalb von sechs oder acht Wochen. Mit einem Eimer. Und ein bisschen Seife. Jedes Mal, wenn wir duschen, erschrecken wir darüber, wie schmutzig unsere Körper sind. Schichten von Dreck. Ich schrubbe und schrubbe mit dem bisschen Seife, das ich zur Verfügung habe. Ich wusste nicht, dass sich so viel Schmutz auf einem menschlichen Körper ansammeln kann.

Wir beten jeden Tag, dass wir nicht krank werden, denn wir wissen, dass es schnell passieren kann. Hier drohen Krankheiten, an die wir zu Hause keinen Gedanken verschwenden würden, Infektionen, die normalerweise nicht auftreten sollten, hier jedoch jederzeit möglich sind. Ich bleibe zum Glück zumeist verschont. Die anderen nicht. Or, Alon und Elia leiden unter ständigem Durchfall. Häufigem Erbrechen. Pilzinfektionen. Ihre Nägel lösen sich. Mein größtes Problem ist der Schwindel, ich vermute, vor Schwäche.

Eine weitere Woche vergeht. Dann noch eine. Die Tage vergehen elend langsam, einer stapelt sich auf den anderen. Die Sickergrube unter der Toilette ist verstopft. Alles läuft über. Das ungeklärte Abwasser steigt hoch und leistet seinen Beitrag zu dem ohnehin schon unerträglichen Gestank, der sich mit jedem Tag weiter ausbreitet und schlimmer wird. Ich weiß gar nicht, wie ich es beschreiben soll. Lässt sich vermitteln, wie es sich anfühlt, völlig verschlungen zu werden von einem Brechreiz erregenden Gestank? Es ist ein Gestank, an den man sich nicht gewöhnen kann.

Irgendwann bilden sich Wurmkolonien. Da ich kurzsichtig bin und meine Brille noch in Be'eri eingebüßt habe, kann ich sie nicht sehen. Aber die anderen sehen sie. Sie beschreiben winzige weiße Würmer, die sich im Toilettentank vermehren, in den verstopften Abwasserkanälen, im Waschbecken, auf dem Fußboden, auf unseren Zahnbürsten.

Wir erzählen unseren Entführern von den Würmern. Es macht ihnen Angst. Mit der Zeit haben wir verstanden: Sie sind durchaus um unsere Gesundheit besorgt. Nicht, weil sie sich um uns sorgen würden. Sie sorgen sich um sich. Sollte einer von uns ernsthaft krank werden, würde das die Dinge enorm verkomplizieren. Sie sind nicht in der Lage, eine angemessene

medizinische Versorgung hier unten zu organisieren. Und auch nur einen von uns in eine oberirdische Klinik zu verlegen, wäre eine riesige Aktion.

Ihre Aufgabe ist es, uns am Leben zu erhalten, so lange wie möglich. Das ist uns klar. Und ihnen. Dafür sind sie hier: um uns zu erschießen, sollten IDF-Soldaten eintreffen, um uns zu befreien – und uns am Leben zu halten, solange das nicht eintritt.

Wir sind ein Faustpfand.

Sie brauchen Faustpfand.

Und sie brauchen Faustpfand mit Puls.

In der Hoffnung, die Situation damit zu verbessern, bringen uns unsere Entführer ein Werkzeug, mit dem wir versuchen sollen, den verstopften Abfluss wieder freizubekommen. Aber es ist zwecklos. Und so gewöhnen wir uns einfach an ein Leben mit Würmern. Vor jedem Gebrauch spülen wir unsere Zahnbürsten ab. Setzen jeden Schritt vorsichtig. Eilen in den Waschraum und wieder zurück, um uns nicht unnötig lange dort aufzuhalten. Jeden Morgen inspizieren wir unseren Körper, um sicherzugehen, dass wir nicht von Würmern übersät sind. Immer klappt das nicht. Irgendwann geben wir auf. Wir akzeptieren, dass die Würmer nicht wieder verschwinden werden.

—

Die im Vergleich zum vorigen Tunnel deutlich reduzierten Essensrationen, die endlosen Tage und die unsäglichen hygienischen Verhältnisse vertiefen die Gräben zwischen uns, die sich bereits im ersten Tunnel abgezeichnet haben. Die Bedingungen sind eine echte Herausforderung für unseren Zusammenhalt. Vier Männer, zusammengepfercht auf engstem Raum. In Fußfesseln. Begraben unter der schweren Erde von Gaza. So gut wie nichts zu essen. Kaum Hygiene. Festgehalten von einer Gruppe von Entführern, die uns jeden Moment misshandeln oder beschließen können, dass sie die Nase voll von uns haben, oder – Gott weiß warum – die Anweisung erhalten, uns zu beseitigen. Vier Männer, die in permanenter Angst, Sehnsucht, Finsternis und Verzweiflung leben, eingehüllt in diesen allgegenwärtigen Gestank.

Es gibt viele Gelegenheiten, zu denen jeder von uns eine Entscheidung treffen muss. Tue ich, was ich tun muss, um zu überleben, und schere mich nicht um die anderen? Oder sind wir alle gleichberechtigt? Esse ich auch dann, wenn es bedeutet, dass jemand anderes leer ausgeht, aus Angst, selbst zu verhungern? Oder übe ich mich in Selbstbeherrschung, halte mich zurück und denke auch an die anderen?

Immer wieder kommt es zu Streit, zu Meinungsverschiedenheiten, vor allem über die Verteilung unserer spärlichen Ressourcen: Wie teilen wir die immer kleiner werdenden Essensrationen auf? Wie rationieren wir Zahnpasta, damit wir alle länger etwas davon haben? Und in den seltenen Fällen, in denen wir neue Kleidung bekommen, vielleicht einmal im Monat, oder auch nur alle zwei Monate: Wie teilen wir diese unter uns auf?

Viel zu oft verlieren wir uns in Frustration und Streit. Unser Quartier ist winzig, aber offensichtlich doch groß genug, um den tiefen Graben zwischen uns zu beherbergen. Immer wieder zeigt sich der Unterschied zwischen mir und den anderen, den ich gleich zu Beginn bemerkt habe. Ich war auch einmal in ihrem Alter. Vor meinen Töchtern, sogar vor Lianne. Als noch niemand auf mich angewiesen war, und die einzige Person, um die ich mich kümmern musste, ich selbst war. Egal, wie hilfsbereit und rücksichtsvoll man ist, die Kunst des Teilens lernt man erst, wenn man sein Leben mit einer anderen Person teilt. Erst wenn man sein eigenes Schicksal an das von anderen bindet, lernt man, andere Menschen wahrhaftig zu *sehen*. Und hier sind wir nun, unsere Schicksale ebenso aneinandergekettet wie unsere Füße, gegen unseren Willen.

Und wir geraten aneinander:

Wer hat mehr gegessen?

Wer schnarcht?

Wer redet zu viel?

Wer geht allen auf die Nerven?

Wir geraten so heftig in Streit, bis wir Wutausbrüche bekommen, bis wir Dinge sagen, die wir nicht sagen sollten, bis sogar unsere Entführer dazwischengehen und »*Uskut*« rufen, *haltet die Klappe!* Wir streiten, bis eine bleierne, beklemmende Stille über uns liegt.

Es gibt lange, finstere Tage, an denen liege ich auf meiner Decke, blicke an die dreckige Tunnelwand und kann körperlich spüren, wie diese Spannungen all meine Energie, all *unsere* Energie, aufzehren. Mehr noch als unsere Entführer oder der Hunger, sogar als die Angst. Wir verbrauchen all unsere Kraft, um miteinander zurande zu kommen.

Wir bilden Lager. Es ist verblüffend, dass vier Menschen, die unter unmöglichen Bedingungen festgehalten werden, sich noch aufspalten können. In Stämme. Kleine Clans der Verachtung und Regellosigkeit. Wir streiten nicht über große ideologische Fragen, den Sinn des Lebens oder die Zukunft der israelischen Gesellschaft. Wir streiten über Essen. Über Seife. Darüber, wer das neue Shirt bekommt, das gerade zu uns hereingeworfen wurde. Wer die Decke kriegt. Das Kissen. Wir streiten über die beste Überlebensstrategie. Wie ich es über viele Jahre in Be'eri war, bin ich auch hier der Schatzmeister. Der Manager. Jede Zuteilung von Ressourcen wird zu einer Aufgabe, die geregelt werden muss, und ich bestehende darauf, dass fair geteilt wird. Auch auf die Gefahr eines lautstarken Schlagabtauschs oder einer Schlammschlacht. Ein jeder bekomme, was er braucht und was ihm zusteht.

An manchen Tagen staune ich, wie unterschiedlich wir sind. Wie sehr unsere verschiedenen Hintergründe unsere Perspektiven und Fähigkeiten geprägt haben, die größeren Zusammenhänge zu erkennen. Ich habe über viele Jahre die Agrarbetriebe im Kibbuz Be'eri geleitet, war in verschiedenen Führungs- und Managementpositionen. Ich dachte, ich habe eine gute Menschenkenntnis. Ich dachte, ich verstehe die menschliche Psyche. Aber das hier? Das ist eine gewaltige Herausforderung. Hier brauche ich einen ganz anderen Ansatz für das Beziehungsmanagement. Hier sehe ich mich mit Wertesystemen konfrontiert, die meinem eigenen nicht entsprechen, und es fordert mir viel ab, Verständnis aufzubringen. Mitgefühl zu empfinden. Geduldig zu sein.

Ich besinne mich auf meine elterlichen Qualitäten. Meine väterliche Ader. Meine Rolle als verantwortungsvoller Erwachsener. Ich nehme die Rolle an. Und bin enttäuscht von mir. Von meiner Ungeduld. Von meiner schonungslosen Direktheit. Von meinem Bedürfnis, Klartext zu reden, der

Wahrheit, meiner Wahrheit, unbedingt Ausdruck zu verleihen. Von meiner Unfähigkeit, meine Gefühle für mich zu behalten, wenn jemand auf eine Weise handelt, die ich für falsch halte. Ohne zu erkennen, dass meine Worte verletzend sind. Ohne zu erkennen, dass ich – auch wenn ich vielleicht im Recht bin – andere Worte hätte finden müssen.

Meine Beziehung zu Alon wird immer enger. Er hilft mir zu lernen, wie man schwierige Themen behutsam ansprechen kann. Und ich helfe ihm, seine Gefühle zu äußern, frei von Angst und ohne einen Rückzieher zu machen. Alon und ich reden viel miteinander. Wenn ich ihn ansehe, sehe ich meine eigenen Werte gespiegelt. Das Leben in einer gemeinschaftlichen Siedlung. Der gleiche Familiensinn. Wir sitzen auf unseren Decken, unsere Rücken an die Wand gelehnt, und sprechen leise miteinander.

»Erzähl mir mehr von dir«, bittet mich Alon.

»Was willst du wissen?«

»Erzähl mir von deinen Töchtern. Von Noiya und Yahel. Wie sind sie so?«

Ich atme tief ein und schließe meine Augen. Ich versuche, den Gestank auszublenden, die Sorgen, den Hunger. Ich versuche, nur sie vor meinem inneren Auge zu sehen. Meine Yahel. Meine Noiya. Nicht mit dem vor Angst starren Blick in unserem Raketenschutzraum zu Hause, Auge in Auge mit den Terroristen, die mich verschleppt haben. Sondern mit strahlenden, fröhlichen, lachenden Augen.

»Sie sind sehr unterschiedlich, meine Noiya und meine Yahel«, fange ich an. »Noiya, meine Älteste, ist unglaublich sensibel. Schon sehr erwachsen für ihr Alter. Und sehr klug. Im Kindergarten waren ihre Erzieher fast erschrocken darüber, wie gut sie sich ausdrücken konnte. Sie erzählten, manchmal würden sie ganz vergessen, dass sie erst vier Jahre alt ist. Und auch als sie älter wurde, war sie immer anders als die anderen Mädchen, hatte einen anderen Blick auf die Welt. Natürlich ist sie trotzdem ein Teenager. Du weißt schon, mit Social Media, stundenlang vor dem Spiegel stehen, all das.«

Alon lächelt und nickt.

»Aber sie hat etwas sehr Erwachsenen an sich«, fahre ich fort. »Sie

versteht das Leben. Sie weiß sich auszudrücken. Lianne und ich sind sehr offen mit den Mädchen, bei uns kommt immer alles auf den Tisch. Wir reden über alles. Noiyas Freunde wissen, dass sie in unserem Haus über alles sprechen können, dass wir nicht austicken, wenn unsere Tochter rauchen oder trinken möchte. Dann soll sie das lieber bei uns tun als heimlich in irgendeinem Keller, damit wir weiterhin eine wichtige Rolle in ihrem Leben spielen.«

»Und Yahel«, ich halte kurz inne und lächle. »Yahel ist das absolute Gegenteil. Wo Noiya ruhig und überlegt ist, steht Yahel ständig unter Strom. Sie ist ein Genie, kann aber nicht eine Sekunde still sitzen. Ein hochintelligentes Kind, aber mit Hummeln im Hintern, verstehst du? Noiya muss hart arbeiten für die Schule, wir verbringen viele Stunden zusammen mit Hausaufgaben und der Vorbereitung auf Klassenarbeiten. Sie hat super Noten, aber sie bringt dafür auch einen hohen Einsatz. Yahel ist ein unglaublich kluger Kopf. Sie könnte in jedem Test die volle Punktzahl erreichen, ohne etwas dafür zu tun. Aber sie kann nicht still sitzen. Sie kann sich nicht konzentrieren. Und sie mag Extreme. Weißt du, was sie sich zum zwölften Geburtstag gewünscht hat?«, frage ich.

»Was?«, will Alon wissen.

»Fallschirmspringen«, antworte ich.

»Fallschirmspringen?! Eine Zwölfjährige?«, Alon guckt mich entsetzt an. Ich nicke lächelnd.

»Und du hast das zugelassen?«

Ich nicke wieder. Alon lacht.

»Ihr schlägst du nichts ab«, sage ich.

»Wir haben sie zum Fallschirmspringen mitgenommen, und du machst dir keine Vorstellung davon, wie viel Spaß sie hatte. Total angstfrei. Sie ist einfach aus dem Flugzeug gesprungen, hat vor Freude laut geschrien. Wir – ich, Lianne und Noiya – haben von unten zugehört, und wir hatten solche Angst! Doch da kam sie schon auf uns zugeflogen und juchzte laut in den weiten Himmel.« Ich halte inne, lächle in mich hinein. Rufe mir das Bild vor mein inneres Auge: Yahel im weiten, offenen Himmel. Ihr Lachen. Die klare Luft. Neben mir Lianne und Noiya, sie schauen nach oben. »Als wir ihr

schließlich Ritalin gegeben haben, konnte sie auch still sitzen und lernen«, fahre ich fort. »Und dann konnte jeder sehen, was wir längst wussten: dass sie hochintelligent ist und einen messerscharfen Verstand hat.«

Alon schaut mich an. Ich vermisse die drei so sehr. »Erzähl mir mehr«, bittet Alon. »Hör nicht auf!«

Ich atme ein. »Noiya hat ein riesengroßes Herz«, erzähle ich. »Sie hat viel Freiwilligenarbeit gemacht. Neben der Kinderbetreuung im Kibbuz, wo sie vergöttert wurde, hat sie auch mit autistischen Kindern aus der Umgebung gearbeitet. Sie hing sehr an den Kindern, und die Kinder hingen sehr an ihr. Es war eine erfüllende Arbeit für sie, die sie in ihrer Freizeit gemacht hat. Und Yahel, dieser Wirbelwind, spielt für ihr Leben gern Fußball.«

»Fußball?«, fragt Alon.

»Fußball!«

»Wir haben sie in einer Mannschaft angemeldet. Sie liebt Fußball. Schaut sich sogar Spiele mit mir im Fernsehen an. Nur sie und ich auf dem Sofa, voll auf das Spiel, das wir beide so lieben, konzentriert.«

Ich verstumme und sehe Alon an. »Wir kommen hier raus, Alon«, sage ich zu ihm. »Egal, wie lange es dauert.«

»Woher nimmst du die Gewissheit?«, fragt er.

»Ich weiß es einfach. Ich glaube daran. Halte mich daran fest. Klammere mich daran. Ich habe nicht den geringsten Zweifel. Wir kommen hier raus.« Alon schweigt. »Sie brauchen uns da draußen«, versichere ich ihm. »Meine Töchter. Meine Frau. Meine Mutter. Meine Geschwister. Deine Eltern. Deine Geschwister. Sie alle brauchen uns. Es ist unsere Aufgabe, zu überleben. Auch wenn wir vielleicht nicht unversehrt hier rauskommen. Gebrochen. Mit nur einer Hand, nur einem Auge ... Solange wir am Leben sind. *Glaub daran.*«

Alon schweigt immer noch.

»Glaub daran, Alon.«

—

Ramadan rückt näher. Immer noch sind die Bäckereien in den ausgebombten Straßen über uns geschlossen. Wir bekommen weiterhin

Pitas, aber sie sind weiterhin alt. Unsere Entführer bringen sie alle zwei oder drei Wochen, wenn sie draußen auf Streifzug waren. Sie werfen einen Sack in den Tunnel, und das ist dann unser Essen für die nächsten zwei Wochen. Zum Schluss sind die Pitas verschimmelter und trockener denn je. Um sie überhaupt genießbar zu machen, erhitzen unsere Kidnapper sie über dem Gasbrenner. Das nimmt etwas von dem faden, ekelhaften Geschmack.

Ein neuer Entführer kommt in unseren Tunnel. Seine auffällig zusammengewachsenen Augenbrauen verschaffen ihm unter uns den liebevollen Spitznamen *Monobraue*. Eines Tages höre ich ihn über die Hisbollah und die Lage im Norden Israels sprechen, und ich bekomme mit, dass die israelischen Städte dort heftig bombardiert werden. Ohne nachzudenken, platzt es aus mir heraus: »Verdammte Araber!« Die Akustik im Tunnel trägt jedes Wort geradewegs zu unseren Entführern. Und sie rasten aus. Angeführt von Monobraue, der sich als besonders aufbrausend herausstellt, stürmen sie in unsere Zelle, schreien uns alle an und stoßen wilde Flüche aus.

Ich versuche zu erklären, dass ich nicht gesagt habe, was sie denken. Dass sie mich missverstanden haben. Aber sie haben bestens verstanden, was ich gesagt habe. Wenn ich nur die Hisbollah verflucht hätte, hätten sie es vielleicht durchgehen lassen. Aber ich habe *sie alle* verflucht, und das hat sie so aus der Haut fahren lassen. Sie bestrafen uns alle: Von nun an keine wiederaufgewärmten Pitas mehr, wir müssen sie kalt essen. So trocken, wie sie sind. Ihr Zorn macht Alon Angst. Or und Elia sind über die Strafe verärgert. Zu Recht natürlich. Es war ein unbedachter Ausbruch, mit dem ich uns allen geschadet habe. Ich entschuldige mich aufrichtig. Aber sie akzeptieren meine Entschuldigung nicht. Und ich kann es verstehen.

Ors und Elias Wut auf die Situation und auf mich entfacht eine weitere Runde bitteren Streits. Dinge, die besser ungesagt geblieben wären, werden ausgesprochen. Ich schlucke meinen Stolz hinunter. »Du wirst schon sehen«, sage ich zu Alon in dem Versuch, ihn zu beruhigen. »In zwei oder drei Wochen werden unsere Entführer die ganze Sache vergessen haben. Mach dir keine Sorgen.«

Und so kommt es auch. Irgendwann sehen sie davon ab.

Aber Ramadan, von dem wir dachten, er würde unsere Verpflegungssituation verbessern, macht die Lage für uns nur noch schlimmer. Wir erhalten zwar weiterhin zwei Mahlzeiten am Tag. Aber nun sind sie noch karger und trockener. Und durch ihre intensivierten Gebetsroutine wird der gesamte Tagesablauf auf den Kopf gestellt: Sie fasten am Tag und essen und beten die ganze Nacht. Das erschwert es uns einzuschlafen. Unser Tages- und Nachtrhythmus kehrt sich um. Nicht nur für einen Tag. Für einen ganzen Monat.

Auch als Ramadan vorbei ist, bleibt unser Schlafrhythmus gestört. Und so reden wir viel in der Nacht. Alon und ich tuscheln leise miteinander. Aber Elia und Or tun sich schwer damit, leise zu sprechen. Unsere Entführer hören sie. Nun sind sie es, die im Schlaf gestört werden. Sie werden wütend. »Wenn ihr nicht einschlaft, gibt es morgen nichts zu essen!«, rufen sie. Wir sind ein bisschen leiser.

Aber wir können nicht einschlafen. Wieder hören unsere Entführer Elia und Or reden. Irgendwann beschließen sie, uns gewaltsam in den alten Rhythmus zu zwingen, damit wir ihren Schlaf nicht stören. Um 7 Uhr wecken sie uns und zwingen uns, den ganzen Tag wach zu bleiben. Sie brüllen uns an, damit wir nicht einschlafen. Abwechselnd wachen sie darüber, dass niemand einnickt. Das ist kräftezehrend. Wir brauchen dringend Schlaf.

Um wach zu bleiben und unsere ausgezeherten Körper zu stärken, machen wir Sport. Obwohl sie uns verboten haben zu trainieren. Warum, wissen wir nicht. Vielleicht, damit wir uns nicht verletzen; vielleicht damit wir nicht bei Kräften bleiben. Vielleicht wollen sie nicht, dass wir schwitzen und dann noch mehr stinken. Jedenfalls machen wir trotz des Verbots heimlich unsere Übungen. Sie merken es nicht. Wir nutzen dazu alles, was wir in die Finger kriegen. Wasserflaschen werden wie Hanteln gestemmt. Die Ventilatoren in unserem Raum werden zu Langhanteln. Wir machen Kniebeugen. Push-ups. Sit-ups. Sport wird Teil unserer täglichen Routine.

Teil unserer Bemühungen, unsere Körper am Leben zu halten.

Unsere Seelen am Leben zu halten.

Unsere Freiheit zu bewahren.

Zu überleben.

Ich werde überleben.

Weil ich leben will.

Weil ich leben *muss*.

Elia und Or haben ihre Partnerinnen im blutdurchtränkten Raketenbunker in der Nähe des Kibbuz Re'im zurückgelassen. Elia ließ seine Freundin Ziv dort zurück, Or Einav, seine Ehefrau und die Mutter ihres einzigen Kindes. Während sie brutal aus dem Bunker gezerrt, auf den Pickup gehievt und nach Gaza verschleppt wurden, konnten sie aus dem Augenwinkel erkennen, wie ein Terrorist in den Bunker hineinging und eine Kugelsalve auf die jungen Menschen im Bunker abfeuerte. Ihnen ist klar, dass ihre Partnerinnen vermutlich ermordet wurden, und es gibt Momente, in denen sie völlig zusammenbrechen. Dann versuche ich, ihnen wieder auf die Beine zu helfen, ihnen Mut zuzusprechen, damit sie sich wieder darauf fokussieren, *warum* sie überleben müssen. Ich erzähle ihnen, dass alles Mögliche passiert sein könnte. Dränge sie, sich Details in Erinnerung zu rufen. »Stand der Terrorist aufrecht, als er das Feuer eröffnete?«, frage ich. Und als sie das bejahen, sage ich: »Dann könnten Ziv und Einav überlebt haben, weil sie flach auf dem Boden lagen!« *Man kann es nicht wissen*. Ich flehe sie an, daran zu glauben, dass die beiden Frauen, die sie lieben, draußen auf sie warten. Dass sie stark für sie sein müssen.

Ich arbeite daran, ihnen Hoffnung zu machen, dass ihre Partnerinnen noch am Leben sind.

Das gilt auch für mich. Ich muss genauso daran glauben, dass Lianne und die Mädchen noch leben. Ich muss daran glauben, dass Yossi, mein Bruder, der auch mit seiner Familie in Be'eri wohnt, am Leben ist. Dass er, seine Frau und ihre Kinder das Massaker überlebt haben und auf mich warten. Ich muss einfach. Unter allen Möglichkeiten, die mir permanent durch den Kopf schießen, schiebe ich die furchtbarste in die hinterste Ecke, weigere mich,

ihr allzu viel Raum zu geben. *Daran will ich gar nicht denken.* Ich muss glauben, dass es ihnen gutgeht, damit ich für sie durchhalten, für sie überleben kann. Der Glaube daran, dass sie noch leben, meine Sorge um sie, gibt mir Kraft. Sie sind meine Mission. Wenn einer unserer Entführer mir ein Telefon zustecken würde und ich einen einzigen Anruf tätigen, einen einzigen Satz sagen dürfte, würde ich jemanden aus meiner Familie anrufen, um durchzugeben, dass es mir gutgeht. Mehr nicht. Nur das würde ich sagen. Damit sie beruhigt wären. Weil ich hier bin – und *ich* weiß, dass es mir gutgeht, dass ich lebe, aber sie haben keine Ahnung, was mit mir geschehen ist. Bestimmt sind sie krank vor Sorge. Ich konzentriere mich auf sie.

Aber ich will nicht nur für sie überleben. Ich will nicht nur für sie leben. Ich will auch für mich selbst überleben. Für mich, Eli Sharabi. Ich will leben. Ich liebe das Leben. Ich verzehre mich danach. Ich möchte das Leben atmen, mich wieder frei bewegen können, den offenen Himmel sehen, nach Hause zurückkehren, zu meiner Arbeit, in ein sinnvolles Leben. Ich möchte wieder das Meer sehen, tauchen, wandern, die jüdischen Feiertage im Kreis unserer kleinen Familie in Israel und mit Liannes Familie in England feiern. Ich will wieder auf der Straße sein, Auto fahren, spazieren gehen, möchte meinen einfachen, normalen, sorgenfreien Alltag zurück.

Ich wende die kühle, nüchterne Logik an, die ich über die Jahre entwickelt habe. Ich sage zu mir: *Eli, konzentriere dich. Es ist, wie es ist.* Das ist die Situation. Du hast keine Ahnung, was mit deiner Familie geschehen ist und im Moment auch keine Möglichkeit, es herauszufinden. Du hast keine Kontrolle darüber, wie viel du zu essen bekommst, wie sauber deine Umgebung ist, du hast keine Kontrolle über deine Freiheit. Also konzentriere dich auf das, was du kontrollieren kannst. Bündele deine Kräfte und richte sie auf Dinge, die du beeinflussen kannst – und bleib du selbst.

—

Anders als im vorherigen Tunnel gibt es hier keinen Fernseher. Unsere Entführer erhalten ihre Informationen über einen Festnetzanschluss, den sie

unter großen Mühen installiert haben. Ein paar Infos sickern zu uns durch. An manchen Tagen brechen sie plötzlich in Jubel aus, rufen laut »*Allahu Akbar!*«. Daraus können wir schließen, dass in Israel etwas Schlimmes passiert oder IDF-Soldaten etwas zugestoßen ist. Dann eilen sie zu uns, um uns mit stolzgeschwellter Brust die Neuigkeiten zu vermelden. Wir können nicht einschätzen, was wahr ist und was nicht, sie könnten uns alles erzählen: dass die Hamas Tausende von israelischen Panzern in die Luft gejagt, einen Hubschrauber vom Himmel geholt oder Tausende israelische Soldaten erschossen hat. Natürlich lassen sie es sich nicht nehmen, uns von den drei Geiseln zu erzählen, die bei einem Fluchtversuch von IDF-Soldaten erschossen wurden. Mit dieser Information wollen sie uns etwas mitteilen: Wir sollen wissen, was mit jenen geschieht, die versuchen zu fliehen. Und wir sollen wütend auf die IDF werden.

Eines Tages erhalten sie eine Nachricht, die sie lauthals in Freudenjubel und Gebete ausbrechen lässt. Wir versuchen herauszubekommen, was passiert ist, und sie behaupten, dass es Hamas-Kämpfern in diesem Moment gelungen sei, bei den Kämpfen in Gaza israelische Soldaten gefangen zu nehmen. »*Mahtufin jdeed!*«, rufen sie aufgeregt und euphorisch. *Neue Gefangene!* Zur Feier des Tages schenken sie sich Kaffee ein und stellen Süßigkeiten auf den Tisch. Die Nachricht scheint uns absolut glaubhaft zu sein, und sie ist niederschmetternd.

Uns ist klar, dass – auch wenn die Zahlen überzogen sein mögen – da draußen ein heftiger Kampf tobt, der Menschenleben kostet. Offensichtlich werden auch israelische Soldaten dabei getötet. Und das schmerzt uns. Wenn unsere Entführer glücklich sind, sind wir niedergeschlagen. Schlechte Nachrichten für ihre Seite teilen sie hingegen nicht mit uns. Darüber wird nicht gesprochen. Manchmal scheint ihre Stimmung düsterer, dann sind sie ungeduldig mit uns, antworten nicht einmal auf unser »guten Morgen«. Dann mutmaßen wir, dass es schlechte Nachrichten für sie gegeben hat. Aber sie erzählen nie, was geschehen ist.

Israelische Meldungen geben unsere Entführer immer an uns weiter. Vor allem das Dreieck. Er kommt dann in unsere Zelle und erklärt uns, dass Bibi an der Macht klebt, dass ihm die Geiseln egal sind und dass er den Krieg nur

führt, um nicht vor Gericht beziehungsweise im Gefängnis zu landen. Immer wieder plappert er dieselben Phrasen nach. Dann wissen wir, dass er wieder israelische Medien konsumiert hat.

Jeden Abend erhält das Dreieck einen Anruf. Wir hören es, im Tunnel hallt alles wider. Er wird darüber informiert, wie viele *schahids*, »Märtyrer«, es an diesem Tag in Gaza gegeben hat. Jeden Abend erhält er einen Bericht mit den aktuellen Zahlen. Und die Verluste sind hoch. Wir spüren, dass der Kreis, der sich vergleichsweise anständig verhalten und gut für unsere Bedürfnisse gesorgt hat, uns gegenüber frostiger wird. Sein Zorn wächst.

Die Kämpfe draußen dauern an. Wir können die gedämpften Luftangriffe hören. Wir erkennen es auch daran, dass eines Tages einige Bewacher den Tunnel verlassen, weil sie in den Kampf geschickt werden. Und wir verstehen: Die Hamas braucht Nachschub. Auch Ausputzer und Maske, Sa'ad und Sa'id, die schon im ersten Haus bei mir waren, werden einberufen. Ein paar Tage bevor Ausputzer in den Kampf geschickt wird, das haben wir aus ihren Gesprächen aufgeschnappt, sehe ich, wie sehr er damit hadert. Mitten im Gebet fängt er plötzlich an zu weinen. Er fällt auf die Knie und schluchzt, wie ein Kind. Ich sehe, wie er nervös im Tunnel auf und ab läuft. Er hat offensichtlich große Angst, will nicht kämpfen. Ganz sicher ist er kein ausgebildeter Kämpfer, er weiß, dass er wahrscheinlich sterben wird. An dem Tag, an dem er geht, höre ich, wie das Dreieck ihm aufmunternde Worte mit auf den Weg gibt, ihn aufrichten will. Ich beobachte aus unserer Zelle heraus, wie er ihm die Kampfweste anlegt und ihn umarmt. Das ist alles. Dann geht er hoch. Maske folgt ihm. Ich sehe sie nie wieder. Ich bedauere, dass sie weg sind. Sie waren keine Heiligen, natürlich nicht, aber im Vergleich zu den anderen zeigten sie ein bisschen Menschlichkeit. Sie konnten mich ganz gut leiden. Wir hatten seit diesen frühen Tagen der Gefangenschaft eine enge Bindung zueinander.

Schnell gibt es Ersatz für Maske und Ausputzer, zwei neue Bewacher steigen zu uns in den Tunnel hinab. Den einen nennen wir wegen seiner Haarfarbe »den Grauen«, den anderen anfangs *Junior*, weil wir die wunderschöne neue Stimme in ihren Gebeten fälschlicherweise ihm zuordnen und »Nachtigall« bereits vergeben ist. Der Name bleibt hängen.

Erst später bemerken wir, dass es die Stimme des Grauen ist und wir einen neuen Namen für ihn brauchen. Das fällt nicht schwer. So wie er uns behandelt, seine grobe und aggressive Art und seine vollständige Ignoranz gegenüber unseren einfachsten Bitten bringt ihm den Spitznamen *Trash* ein. Beide sind nun Teil unserer Wachmannschaft.

Im Juni erhalten wir Matratzen, nachdem wir fünfeinhalb Monate auf dem Boden geschlafen haben. Gelegentlich stürmen unsere Bewacher in unsere Zelle und durchsuchen sie. Dann befehlen sie uns, uns vollständig auszuziehen und uns mit dem Gesicht zur Wand und erhobenen Händen aufzustellen. Sie durchwühlen den Raum, stöbern durch unsere wenigen Habseligkeiten, nehmen die Decken hoch, drehen die Matratzen um und schütten unsere Taschen aus, während wir nackt und gedemütigt dastehen. Wir finden nicht heraus, wonach genau sie suchen. Vielleicht haben andere Geiseln versucht zu fliehen, oder es ist ihnen gelungen, sich Verletzungen zuzufügen mit etwas, das sie gefunden haben. Vielleicht wollen sie sichergehen, dass wir nichts besitzen, womit wir uns mutwillig verletzen könnten. Vielleicht wollen sie uns aber auch einfach nur demütigen.

—

Unsere Entführer informieren uns, dass sie ein Video drehen wollen, so wie damals im Haus und auch schon im vorigen Tunnel. Dieses Mal soll nur Or gefilmt werden. Sie sagen, er sehe am dünnsten aus, deshalb sei die Wahl auf ihn gefallen. Zwei Tage vor dem Dreh fordern sie ihn auf aufzuschreiben, was er sagen möchte. Wir vier stecken die Köpfe zusammen und diskutieren, was er sagen könnte und wie. Natürlich verlangen unsere Entführer, dass Or an die israelische Regierung appelliert, dass er sagen soll, wir hätten wegen der Bombardierungen nichts mehr zu essen, dass er darauf hinweist, wie abgemagert er schon ist und dass er die israelische Öffentlichkeit anfleht, uns hier endlich herauszuholen. Und dass der Krieg aufhören soll.

Nach zwei Tagen der Vorbereitung gehen unsere Kidnapper das Skript durch, das wir für Or geschrieben haben, und justieren es für ihre eigenen Botschaften: die Regierung soll unter Druck gesetzt werden, den Krieg zu

beenden. Dann holen sie Or in ihr Zimmer und filmen dort. Wir bleiben in unserer Zelle zurück, können aber jedes Wort hören. Sie filmen ihn mindestens vier Mal, bis sie mit dem Resultat zufrieden sind. Ors Worte – tatsächlich unsere Worte – sind natürlich inszeniert. Viel von unserem Text dient ausschließlich dem Zweck, unsere Entführer zufriedenzustellen. Doch zwischen den Zeilen steckt ein echter Hilferuf. Ein Appell an die Welt da draußen: *Gebt uns nicht auf*. Eine verzweifelte Hoffnung, dass seine Worte vielleicht etwas bewirken werden, eine tiefe Sehnsucht nach dem Moment, auf den wir alle warten: Freiheit.

—

Im Juli rufen uns unsere Entführer zu sich, um uns davon in Kenntnis zu setzen, dass wir von nun an nur noch eine Mahlzeit pro Tag bekommen, weil Israels Minister für Nationale Sicherheit, Itamar Ben-Gvir, erklärt habe, palästinensische Gefangene erhielten auch nur noch einmal am Tag etwas zu essen. In den vergangenen Monaten hatten sie uns zudem Tee gebracht, manchmal heiß, manchmal auch nicht. Auch damit sei es nun vorbei. Eine Mahlzeit am Tag und Wasser. Wir flehen sie an, das nicht zu tun, versuchen sie umzustimmen, sie zu überzeugen, wir betteln. Ohne Erfolg. Es bleibt dabei: eine Mahlzeit pro Tag. Jetzt beginnt der Hunger, der wirkliche.

Auch davor haben wir schon Hunger gelitten. Wir hatten zwar zwei Mahlzeiten am Tag bekommen, aber sie waren kärglich und bescheiden. Doch jetzt, mit einer Mahlzeit weniger, wird er immer stärker. Wir beobachten an uns, wie die Mangelernährung zunehmend ihren Tribut fordert. Wenn wir einander anschauen, erkennen wir die extreme Abmagerung, die ausgemergelten Gesichter, Knochen, von denen das Fleisch verschwunden ist. Ich spüre, wie mein Körper schwächer wird, mir ist dauernd schwindlig, ich kann zusehen, wie mein Bauch sich nach innen wölbt. Die eine Mahlzeit am Tag bekommen wir nicht zu einer festen Uhrzeit. An einem Tag kann es 13 Uhr sein, am nächsten plötzlich 15 Uhr, am übernächsten dann 12 Uhr. Es gibt keinerlei Gewissheit, wann wir das nächste Mal etwas zu essen bekommen. Die Mahlzeit besteht entweder aus anderthalb trockenen Pitas pro Person oder einem Tablett mit Nudeln, die

nach nichts schmecken, oder einem Tablett mit Reis. Zusätzlich zu den Pitas bekommen wir manchmal auch eine Dose Käse oder Saubohnen. Uns ist die Pita lieber, weil man davon ein Stück für abends aufbewahren kann, um zumindest irgendetwas vor dem Schlafen zu essen. Das hilft, den Magen zu beruhigen.

Wir finden Wege, uns vom Hunger abzulenken, irgendwie die viele Zeit in der Zelle zu füllen, Elend und Schmerz ein bisschen zu vertreiben. Wir besitzen ein Buch, das über Hersh und Ori Danino, noch im vorigen Tunnel, den Weg zu uns gefunden hat. *Shadow and Bone* von Leigh Bardugo. Alon klärt uns darüber auf, dass die Autorin Jüdin ist. Wir reichen das Buch von einem zum Nächsten. Ich bin kurzsichtig und kann ohne meine Lesebrille nicht lesen. Aber Or und Alon verschlingen es immer und immer wieder. Elia spricht kaum Englisch und hat große Mühe mit der Lektüre, also lässt er es bleiben. Aber als die Tage vergehen und die Langeweile immer größer wird, versucht er es doch. Er nimmt es zur Hand und beginnt zu lesen. Zu Beginn macht er nach jedem zweiten Wort eine Pause und fragt uns, was es bedeutet. Dann nur noch einmal pro Satz. Dann nach jedem zweiten Satz. Dann einmal pro Seite. Nach und nach bringt er sich die englische Sprache bei, nur um das Buch lesen zu können.

Die anderen sind wie besessen von diesem Buch. Etwas daran, abgesehen davon, dass es die Zeit vertreibt, gibt ihnen Kraft. Sie erzählen mir, dass die Protagonistin lernt, durch die Dunkelheit zu navigieren. Dass man von ihr etwas über das Überleben in der Dunkelheit lernen kann – wenn sie auch fiktional und das Buch selbst ein Fantasyroman ist. Über Gefangenschaft. Abwechselnd lesen sie das Buch wieder und wieder. Alon, dann Or, dann Elia, dann wieder zu Or, wieder zu Alon. Ich bitte Alon, es mir vorzulesen, aber schon nach anderthalb Seiten langweilt es mich und ich bitte ihn aufzuhören. Ich schätze, es ist nicht dasselbe, wenn jemand anders es einem vorliest. Or, Elia und Alon sagen, sie werden, wenn sie hier raus sind, an Leigh Bardugo schreiben, damit sie erfährt, wie viel ihnen das Buch bedeutet hat. Irgendwann, nachdem sie es alle zigfach gelesen haben, werden die drei des Buches überdrüssig und nehmen allen Mut zusammen, um unsere Entführer um ein anderes Buch zu bitten. Die lachen uns ins

Gesicht.

Der Hunger zehrt uns auf, wir ziehen uns in uns selbst zurück. Alles wird schwerer. Wir sind unnachgiebiger zueinander, härter zu uns selbst. Wieder streiten wir über die Essensaufteilung – Streit, Schreierei, Frust. Der Hunger nimmt all unsere Gedanken ein. Unseren Geist. Alles, was ich will, ist etwas essen. Alles, woran ich denken kann, ist das Stück Pita, das ich für abends aufgehoben habe, und daran, ob wir morgen wieder eine bekommen oder nur ein Tablett mit faden Nudeln, von denen wir nichts für später aufbewahren können.

Täglich erinnern wir uns an das aktuelle Datum, damit wir den Überblick nicht verlieren. Damit wir nicht vergessen. Wir sprechen uns laut vor: *Heute ist Dienstag, der so-und-so-vielte des Monats so-wie-so*. Oder: *Heute ist Donnerstag, der wievielte-auch-immer des Monats irgendwas*. Heute ist der 200. Tag in Gefangenschaft; dann der 201.; dann der 300. Und immer so weiter. Den jüdischen Kalender haben wir nicht mehr im Blick. Aber wir können die Feiertage in etwa raten. Im April ist Pessach. Anfang Mai müssten Jom HaZikaron, der Gedenktag für die gefallenen Soldaten, und der Unabhängigkeitstag sein. An diesen vermuteten jüdischen Feiertagen kommen viele Erinnerungen bei uns hoch, zumeist kreisen sie ums Essen. Wir erzählen, was wir an diesen Tagen üblicherweise zu Hause zubereiten. Ich denke zurück an die Feiertage im Familienkreis, an die Stimmung im Kibbuz, unsere Unabhängigkeitsfeiern, die herrlichen Schawuot-Feste. An einem Tag im April bringen uns unsere Entführer Süßigkeiten. Zunächst glauben wir, dass es wegen Pessach ist. Aber sie erzählen uns händereibend, dass der Iran eine gewaltige Rakete auf Israel abgefeuert hat. »*Halwan li Iran! Halwan li Iran!*«, singen sie. *Süßigkeiten für den Iran!* Wir wissen immer noch nicht, was wahr ist und was nicht. Wieder ist ihre Freude unser Schmerz.

—

»Was waren deine Pläne für dieses Jahr?«, frage ich Alon eines Abends, als wir beide versuchen, das nagende Hungergefühl zu verscheuchen.

»Nachdem du von deiner großen Reise zurückgekehrt bist, was hattest du

vor?«

Alon lacht leise auf. »Ich wollte mit drei Freunden nach Tel Aviv ziehen«, antwortet er. »Alles war organisiert. Am 8. Oktober sollten wir unserer Vermieterin die erste Miete zahlen.« Er verstummt und schaut sich um. »Das hier ist so gar nicht Tel Aviv«, flüstert er.

Ich sehe ihn an.

»Was ist mit einem Studium?«, frage ich.

»Weiß noch nicht«, erwidert Alon.

»Was macht dir Spaß, wofür interessierst du dich?«, setze ich nach.

»Musik«, antwortet er. »Wenn ich Musik mache, geht es mir gut. Sie ist ein wichtiger Teil meines Lebens.«

»Hast du schon mal darüber nachgedacht, Musik zu studieren?«

»Ich weiß nicht ... Ich denke, ich sollte vielleicht lieber Ingenieurwesen studieren. Einen ›richtigen‹ Beruf erlernen.«

»Aber ist es das, was du willst?«

»Von Musik kann man nicht leben.«

»Das war nicht meine Frage.«

Alon zuckt mit den Schultern. »Denkst du nicht, dass ich als Ingenieur finanziell besser dran wäre als mit der Musik?«

»Ich denke, es ist wichtig, dass du deinen Beruf gerne ausübst«, erwidere ich. »Dass du dich auf die Arbeit freust, wenn du morgens aufwachst. Du solltest nicht deshalb Ingenieur werden, weil es besser bezahlt ist. Du musst es schon wollen, gerne machen. Und wenn das nicht der Fall ist, ist es vielleicht auch nicht der richtige Weg.«

Alon schweigt. Dann seufzt er und sagt: »Mein Vater ist Ingenieur.«

Als er seinen Vater erwähnt, steigen ihm die Tränen in die Augen. Wie immer, wenn er von seinen Eltern oder seiner Familie spricht. Die Sehnsucht überwältigt ihn. Manchmal schluckt er die Tränen herunter, dann wieder weint er so bitterlich, als ob er in einem Meer der Verzweiflung und des Schmerzes ertrinkt. Ich umarme ihn und erzähle ihm wieder und wieder, dass es in Ordnung ist zu weinen, dass er aber nicht die Hoffnung verlieren darf. Dass er stark bleiben muss für die Menschen da draußen, die er liebt. Dass er sich den Luxus nicht erlauben kann

aufzugeben. Dass wir das gemeinsam durchstehen. Dass er nicht allein ist. *Wir werden es alle schaffen, hier rauszukommen.* Ich erinnere ihn daran, dass er es schaffen kann, auch wenn es sich gerade nicht so anfühlt. Dass er stark ist. Dass er überleben kann.

Wieder einmal habe ich väterliche Gefühle für Alon. Ich spüre die Verantwortung, ihn an die Kraft zu erinnern, die er in sich trägt. Ihm die Werkzeuge an die Hand zu geben, die es jetzt braucht: Selbstbewusstsein, die Fähigkeit, sich auf das Überleben zu konzentrieren, die eigenen Kräfte zu aktivieren.

—

Der Hunger wird immer schlimmer. An einem ruhigen Abend sitzen wir vier zusammen und beschließen, dass wir etwas unternehmen müssen. Wir müssen handeln, irgendetwas tun, das sie davon überzeugt, uns mehr zu essen geben zu müssen. Nachdem wir einige Ideen durchgespielt haben, schlage ich vor, eine Ohnmacht zu fingieren.

»Wie meinst du das?«, fragt Or.

»Ich tue so, als ob ich ohnmächtig werde«, erkläre ich. »Das wird ihnen Angst einjagen. Sie werden begreifen, dass wir so nicht weitermachen können, mit nur einer kümmerlichen Mahlzeit am Tag.«

Or, Elia und Alon schauen mich an. Ich kann sie davon überzeugen, dass die Idee gut ist, und dass ich es bin, der es tun sollte, da ich der Älteste bin. Sie sind einverstanden, und wir beginnen mit der Planung. Uns ist klar, dass wir nur einen Versuch haben, es muss also alles perfekt laufen.

»Es reicht nicht, bloß in Ohnmacht zu fallen«, sage ich zu ihnen. »Es muss extremer sein als das. Wenn ich einfach umfalle, legen sie mir die Beine hoch, schütten mir Wasser ins Gesicht und gehen wieder. Wir brauchen eine Verletzung, etwas Dramatisches.«

Wir beschließen, einen heftigen Sturz zu inszenieren, bei dem ich mir eine blutende Wunde zufüge. Wir brauchen Blut.

Wie Regisseure, die einen Filmdreh vorbereiten, planen wir jedes Detail. Wer was sagen wird, was sie rufen werden, wo ich kollabieren werde. Dann ist es so weit. Wir warten auf die Wachablösung, haben einkalkuliert, dass

das Dreieck der Empathischste von ihnen ist. Als seine Schicht beginnt, nehme ich die Rasierklinge, die sie uns in unregelmäßigen Abständen aushändigen, damit wir uns rasieren können, beiße auf eine Decke, damit ich nicht aufschreie, und füge mir einen tiefen Schnitt an der Augenbraue zu. Dann bitte ich das Dreieck, mich herauszulassen, damit ich in den Waschraum gehen kann. Er erlaubt es mir.

Ich trete in den Flur. Er sieht mich nicht. Ich beginne zu taumeln. Und dann – breche ich zusammen, falle mit geschlossenen Augen auf den Boden, täusche vor, ohnmächtig zu sein.

Elia übernimmt seinen Part und eilt panisch zu mir. »Eli! Eli!«, ruft er und hebt meine Beine hoch. Meine Augen bleiben geschlossen. Das Dreieck ist alarmiert, er ruft die anderen herbei. Als sie angelaufen kommen und das Blut sehen, bekommen sie es mit der Angst zu tun. Jetzt rufen Or und Alon aus unserer Zelle: »Was ist los? Was ist mit Eli passiert?«, rufen sie in perfekt vorgetäuschter Panik.

Das Dreieck und Elia heben mich langsam hoch. Ich öffne meine Augen, tue aber so, als sei ich desorientiert und schwach. Sie setzen mich. Ich sehe, wie die Farbe aus Dreiecks Gesicht weicht, bemerke auch die misstrauischen Blicke vom Kreis. Er nimmt uns in die Mangel. Aber wir haben alles geprobt, sind auf jedes mögliche Szenario vorbereitet. Das Dreieck befiehlt dem Kreis, mir eine Schüssel Datteln zu bringen, damit ich wieder zu Kräften komme. Der Kreis durchbohrt mich mit Blicken, gehorcht aber. Das Dreieck bleibt bei mir und beobachtet mich.

Wir erringen einen kleinen Sieg: anderthalb Pitas pro Person, zusätzlich zu unserer normalen Mahlzeit.

Aber als unsere Entführer sehen, dass ich kräftiger werde, ist wieder alles beim Alten.

Eine Woche später sind wir wieder bei einer Mahlzeit pro Tag.

—

Eines Tages erhält Trash einen Anruf. An seiner Reaktion erkennen wir, dass seiner Familie etwas zugestoßen ist. Dass jemand verletzt oder evakuiert wurde. Wir hören, wie er wütet, seine wilden Verwünschungen.

Er schleudert das Telefon zu Boden und stürmt in unsere Zelle. Ich liege zufällig am nächsten zur Tür.

Bevor wir reagieren können, geht er auf mich los, wie von Sinnen prügelt er auf mich ein. Er schlägt mich. Tritt mir in die Rippen. Ich rolle mich zusammen, schreie auf vor Schmerz, versuche wegzukriechen, mit meinen Fußfesseln. Er tritt weiter auf mich ein. Ich schleppe mich zu Alon, der versucht, mich zu schützen. Trash tritt mich noch ein weiteres Mal, dann dreht er sich um, tritt Or zweimal heftig und stürmt hinaus.

Wir hören, wie das Dreieck ihn im Flur zurechtweist, sein Verhalten sei inakzeptabel und nicht mit dem Koran vereinbar.

Ach so, das ist also nicht akzeptabel. Was ist denn akzeptabel? Frauen und Kinder zu ermorden, das ist akzeptabel? Junge Menschen in einem stickigen Bunker zu erschießen, das ist akzeptabel? Almogs Freundin zu ermorden, ihn zu entführen und schwer verletzt an ein Bett zu fesseln, das ist akzeptabel? Zivilisten brutal aus ihren Häusern zu entführen und in einen dunklen Tunnel zu pferchen, das ist akzeptabel? Uns hungern zu lassen, zu demütigen, wegzusperren, das ist akzeptabel? Habt ihr keine roten Linien? Kennt eure Grausamkeit keine Grenzen? Solange ihr mich nur nicht verprügelt, ist alles in bester Ordnung? Was glaubt ihr, dass ihr Engel seid? Gute Koranschüler? Ergibt das in euren Köpfen irgendeinen Sinn?

Aber ich höre nicht zu. Höre nicht wirklich hin. Die Wut, die Erniedrigung und der Schmerz überwältigen mich. Alles tut mir weh, am meisten meine Rippen. Einige sind sicher gebrochen. Das Atmen fällt mir schwer. Mein Körper beginnt, unkontrolliert zu zittern. Ich verstehe nicht, was gerade passiert. Kann es nicht stoppen. Alon, Or und Elia versammeln sich um mich, versuchen mir zu helfen, versorgen meine Wunden, geben mir Wasser und versuchen mich zu beruhigen. Dann verstehe ich, dass mein Körper unter Schock steht. Ich versuche, tief einzuatmen, ruhiger zu werden.

Ich liege jetzt auf Alons Matratze, zu der ich gekrochen bin. Kann mich nicht bewegen. Das Dreieck kommt herein, sieht mich dort und fordert mich auf, auf meine eigene Matratze zurückzukehren. Also krieche ich zurück. Er gibt mir eine Schmerztablette, sie hilft ein bisschen. Ein paar

Stunden später wird der Schmerz wieder stärker. Ich bitte um eine weitere Tablette. Er gibt sie mir.

Einen ganzen Monat lang kann ich mich kaum aufrichten, sitzen, stehen oder essen. Nachts finde ich vor Schmerz nicht in den Schlaf. Jeder Atemzug tut weh. Jede Bewegung. Jede Berührung. Jeder Gang in den Waschraum bedeutet eine enorme Anstrengung und große Schmerzen. Die meiste Zeit liege ich nur zusammengerollt auf der Matratze.

Ich bitte um mehr Schmerztabletten. Unsere Entführer geben mir eine. Dann eine weitere. Noch eine. Dann nichts. Nichts mehr. Ohne die Tabletten komme ich nicht durch die Nacht. Als sie mir trotz all meiner Bitten keine mehr geben, bekomme ich von Alon eine von seinen. Er hatte welche bekommen, als er eine Ohrentzündung hatte, und sie aufbewahrt. Nur Paracetamol. Aber die Tablette ist meine Rettung. Sie hilft mir, eine weitere Nacht zu überleben.

Ich liege auf der Matratze, habe Schmerzen und träume. Ich halluziniere. Und plötzlich kommen Erinnerungen an jenen Freitag, den 6. Oktober, hoch. Den Tag, bevor es passierte. Den Tag, bevor bewaffnete Terroristen in mein Haus, in mein Leben eingedrungen sind, und mich hierher entführt haben.

Es war einer dieser Freitage, die wir zur Tradition gemacht hatten. Ich habe einen Freundeskreis im Kibbuz – wir sind seit vielen Jahren gute Kumpels –, mit dem ich mich alle paar Monate zu einem nachmittäglichen Grillen verabrede, nur wir Jungs. Dann trinken wir Bier, tratschen über das Kibbuz-Leben, erzählen Geschichten, lachen und schweifen irgendwann in tiefgründige Gespräche ab. Am Freitag, den 6. Oktober 2023 trafen wir uns in meinem Garten.

Alle waren da. Mein Bruder Yossi, Avida Bachar, Niv und andere enge Freunde. Wir waren total entspannt, glücklich, sorglos. Die Luft war klar und frisch. Der Rauch vom Grill roch nach mariniertem Fleisch. Ich kann es jetzt noch riechen. Kaltes Bier. Viel Gelächter. Vor uns Felder, die sich weit in die Ferne erstrecken. Nichts trübte unsere Stimmung. Keine dunklen Schatten. Frieden.

Als alle gegangen waren, haben wir den Garten aufgeräumt und das Haus

auf Vordermann gebracht. Die Sonne ging unter, der Abend brach herein, und wir setzten uns wie jeden Freitagabend zum Abendessen an den Tisch – ich, Lianne und die Mädchen. Ich versuche, mich zu erinnern, worüber wir gesprochen haben. Aber es fällt mir nicht mehr ein. Vielleicht weil es so alltäglich, so normal, so vertraut war. Nur wir vier am Tisch. Wir essen. Reden. Lachen. Dann haben wir den Tisch abgeräumt, noch etwas ferngesehen und sind schlafen gegangen.

—

Bei all den Schwierigkeiten – Streitereien, Hunger, demütigenden Durchsuchungen und Konflikten – versuchen wir auch, Momente der Stärke zu schaffen. Der Zusammengehörigkeit.

Viele von unseren gemeinschaftlichen Momenten kreisen um Tradition und Glauben. Ich bin nicht religiös, aber die jüdische Tradition ist mir nicht fremd. Ich stamme aus einer frommen Familie und habe viele Stunden meiner Kindheit am Schabbat und an den jüdischen Feiertagen in der Synagoge verbracht. Jeden Freitagabend spreche ich gemeinsam mit Lianne und den Mädchen den Kiddusch. Und auch wenn ich ein säkulares Leben führe, und damit sehr glücklich bin, spenden mir diese Traditionen Kraft. Sie schenken mir Erfüllung.

Schon seit den ersten Tagen meiner Gefangenschaft flüstere ich das *Schma Jisrael*, wieder und wieder, beinahe unbewusst. Wie ein Mantra, das mir Halt gibt. Jeden Morgen spricht Elia die traditionellen jüdischen Morgengebete. Er wurde religiös erzogen und kennt sie alle auswendig. Er rezitiert, wir stehen da und antworten mit »Amen«. So beginnen wir jeden Tag.

Und jeden Freitagabend sprechen wir den Kiddusch. Egal, was in der Woche passiert ist, ob wir Streit hatten oder nicht, durch welche Frustration, Trauer oder welchen Schmerz wir auch gegangen sind: Wir versammeln uns in stiller Andacht. Alle vier. Wir lauschen Elia, der einen Becher Wasser in beiden Händen hält und mit bebender, leiser Stimme spricht:

Jom haschischi. Wajechulu haschamajim w'ha-arez w'chol z'wa-am ...

Der sechste Tag. Da waren vollendet der Himmel, die Erde und all ihre Schar

...

Vor dem Kiddusch singe ich das »Eschet Chajil«, ein traditionelles Loblied aus dem Buch der Sprichwörter. »Sie erweist ihm Gutes und nichts Schlechtes, alle Tage ihres Lebens. Sie sorgt für Wolle und für Flachs, mit Lust arbeiten ihre Hände.« Ich singe mit geschlossenen Augen und denke an die Frauen in meinem Leben: meine Mutter, meine Schwestern, Lianne, Noiya und Yahel. Elia kennt das Lied nicht. Jeden Freitag bringe ich ihm den Text bei, bis er mit einstimmt und wir das Lied zusammen singen.

Dann brechen wir das Brot, beziehungsweise ein Stück Pita, das wir speziell für den Hamozi-Segen aufbewahren. Wie an jüdischen Feiertagen üblich, an denen Erinnerungen miteinander geteilt werden, erzählen wir uns an jedem Schabbat Geschichten. Wir erzählen, wie wir zu Hause den Schabbat feiern – von den Gerichten, die wir gekocht und gegessen haben, den Bräuchen, die wir befolgt haben.

An den Samstagabenden, wenn der jüdische Schabbat endet, singt Elia die *Semirot*, die traditionellen jüdischen Gesänge, die zu bestimmten Schabbat-Mahlzeiten gesungen werden. Manchmal stimmen wir mit ein. Ich erinnere, wie mein Vater diese Lieder gesungen hat. Und diese Erinnerung hüllt mich in einen Hauch von Wärme.

Ich weiß nicht, ob es Gott ist, den ich in diesen Momenten spüre. Aber ich spüre eine Kraft. Eine Verbindung. Zu meinem Volk. Zu unserer Tradition. Zu meiner Identität. Sie verbinden mich mit meiner Familie. Meiner Kindheit. Meinen Wurzeln. Sie erinnern mich daran, *warum* ich überleben muss, für *wen* und *wofür*. Sie wecken strahlende Kindheitserinnerungen. Von meinem Vater. Meiner Mutter. Einem weißen Tallit, der während der Schabbat-Gebete getragen wurde. Wein in einem Kelch. Kerzen auf der Fensterbank. Das Öffnen der Lade. Thorarollen. Ein singender Kantor. Eine weiße Tischdecke, ausgebreitet auf einem Tisch, der prallvoll gedeckt ist mit gutem Essen. Alles, was sich von hier aus so weit entfernt anfühlt.

Und es lässt ein ganzes Ensemble von Menschen vor meinem inneren Auge lebendig werden, die auf mich warten. Meine Mutter. Meine

Geschwister. Lianne. Die Mädchen. Ich stelle mir vor, wie ich zu ihnen zurückkehre. Ich stelle mir vor, wie sie mich umarmen. Wie die Seelen, die ich am meisten liebe, mich in Licht tauchen und flüstern:

Schabbat Schalom, Eli. Schabbat Schalom.

Es tut so gut, dass du wieder zu Hause bist.

Am 10. September 2024, nach acht Monaten in diesem Tunnel, brechen wir auf. Morgens hören wir, wie unsere Entführer alles zusammenpacken. Wir werfen verstohlene Blicke in ihr Zimmer und sehen, wie sie Konserven, medizinische Ausrüstung und Wasserflaschen in ihre Taschen stopfen. Zwei Stunden später betreten sie unsere Zelle und befehlen uns, ebenfalls zu packen. Sie sagen uns nicht, wohin wir gehen, auch nicht wann oder warum. Und niemand wagt nachzufragen. Auch dann, wenn sie für uns einigermaßen ansprechbar sind, in Augenblicken relativer Offenheit, wenn sie uns Informationen geben und die Lage ruhig ist, gibt es Fragen, die wir einfach nicht stellen. Wie zum Beispiel: »Warum gehen wir plötzlich fort?« Oder: »Wo bringt ihr uns hin?«

Wir packen unsere Siebensachen in Plastiktüten und machen uns zum Abmarsch bereit. Wie schon bei der letzten Übergabe vor acht Monaten erklären uns unsere Entführer, dass wir paarweise gehen werden, je einer von uns und ein Entführer. Noch einmal wiederholen sie nachdrücklich, dass wir kein Wort reden, niemandem auf der Straße antworten, uns nicht einmal umschauen dürfen. Wir müssen dicht bei dem uns zugewiesenen Entführer bleiben und sollten nicht einmal an Flucht denken oder daran, irgendein Spektakel zu veranstalten, in dem Fall würden sie uns eine Kugel in den Kopf jagen. Ich kann nur an die lange Treppe denken, die wir hinabsteigen mussten, um hierherzukommen. Seit Trash mich zusammengeschlagen hat, habe ich permanent Schmerzen und Atemprobleme. Allein der Gedanke daran, diese Treppe hinaufsteigen zu müssen, macht mir Angst.

Ironischerweise werde ich Trash zugewiesen. Er vermeidet jeden Augenkontakt mit mir. Wir stellen uns hintereinander auf und gehen los. Nach einem schweigsamen Gang durch den dunklen Tunnel erreichen wir die Treppe und beginnen mit dem Aufstieg. Paar für Paar. Trotz der

Schmerzen schaffe ich es, die hohen Stufen praktisch ohne Hilfe zu erklimmen. Mein Körper ist stärker, als ich dachte. Der Gedanke, nach draußen auf die offene Straße hinauszutreten, macht mich extrem nervös. Acht Monate lang habe ich kein Sonnenlicht gesehen. Acht Monate lang keinen Blick auf die Stadt oder den draußen tobenden Krieg geworfen. Ich habe keine Vorstellung davon, was uns erwartet und ob es unseren Entführern wirklich gelingen wird, den Mob von uns fernzuhalten, der möglicherweise registriert, wer wir sind, und versuchen könnte, uns zu lynchen. Dabei weiß ich gar nicht, ob da draußen überhaupt Menschenmassen unterwegs sind. Ob wir zu einem besseren oder schlechteren Tunnel gebracht werden.

Wir verlassen den Tunnel durch das Haus, durch das wir auch hineingelangt sind. Draußen geht gerade die Sonne unter, die Abenddämmerung taucht die Straßen in ein sanftes Licht. Trash weicht mir nicht von der Seite. Wie die anderen Entführer auch trägt er eine Waffe unter seiner Kleidung. Er verbirgt sie, vermutlich will er keinen Verdacht auf der Straße erregen oder israelische Luftangriffe provozieren. Wenn es mir schwerfällt weiterzugehen, hilft Trash mir, er stützt mich ein wenig und nimmt mir meine Plastiktüte ab. Ich merke, dass auch er leicht zittert, angespannt ist und die Aktion möglichst schnell hinter sich bringen will. Ich schaue verstohlen nach links und rechts und erkenne, dass die Trümmerhaufen, die überall verstreut lagen, als wir uns vor acht Monaten mühsam hier den Weg gebahnt haben, nun am Straßenrand aufgeschüttet sind und noch höher hinaufragen. Es sieht aus, als hätten hier umfangreiche Aufräumarbeiten stattgefunden, denn nun gehen wir einfach die Straße entlang. Sie ist nicht asphaltiert, aber immerhin frei von Beton- und Metallschutt. An jeder Kreuzung stehen zwei Männer, die uns unauffällig zuwinken. Augenscheinlich Hamas. Man kann sehen, dass sie unter ihrer Kleidung Waffen tragen, und mir wird klar, dass unsere Verlegung dieses Mal sorgsam geplant ist, entlang der gesamten Strecke sind Wachen postiert.

Die Straßen sind voller Menschen, die Geschäfte geöffnet. Manche verkaufen Lebensmittel, andere nur Fleisch. Ich rieche den Duft von

gekochtem und gebratenem Essen, und alles in mir schreit verzweifelt nach einem Bissen. Alles ist so anders als beim letzten Mal, als wir diese Straße entlanggingen. Es fühlt sich gar nicht nach Krieg an. Keine gespenstische Stille. Um uns herum ist Leben. Bewegung. Es fühlt sich fast schon normal an.

Zügig und ohne ein Wort gehen wir ungefähr fünfzehn Minuten bis zu einem großen Haus. Wir treten ein. Es ist dunkel. Sehr dunkel. Trash hebt einen Teppich im Wohnzimmer hoch, darunter kommt ein Tunnelschacht zum Vorschein. Smiley steckt den Kopf heraus. Ich habe ihn seit Monaten nicht gesehen und hatte keine Ahnung, wohin er verschwunden war. Ich bin froh, ihn zu sehen, er zählt zu den angenehmeren unter ihnen. Leise frage ich ihn, wo wir hingehen, und er flüstert auf Arabisch zurück: »*Nahar kadim*«. *Zum vorigen Tunnel*. Ich begreife, dass es zurück zu unserem ursprünglichen Tunnel geht, ein tröstlicher Gedanke, denn ich habe ihn als sauber und gut ausgestattet in Erinnerung. Doch als wir hinabsteigen und durch den dunklen Gang zu dem Raum gehen, finde ich den Ort völlig leer vor. Es gibt immer noch keine Matratzen. Und dieses Mal trennen die Entführer den Raum mit einer Trennwand ab, so dass unser Bereich noch winziger wird.

Als Elia kommt, wirft er sich auf den Boden und sagt: »Ist euch aufgefallen, dass das Leben da draußen ganz normal weitergeht?«

»Ja, durchaus«, antworte ich.

»Ich habe Kinder gesehen, die mit iPhones herumgelaufen sind«, fährt Elia fort. »Ich habe Menschen lachen und essen sehen, geöffnete Geschäfte, als ob der Krieg vorbei wäre, als ob sie uns vergessen hätten. Alles geht wieder seinen gewohnten Gang, nur wir sitzen hier noch fest.« Er hält einen Moment inne und redet weiter, seine Stimme klingt verzweifelt: »Wie kann es sein, dass sie es sich gutgehen lassen, sich vergnügen, und wir sind immer noch hier?«

Wir antworten nicht. In den vergangenen Monaten haben unsere Entführer immer wieder gehöhnt, dass man uns vergessen habe, dass wir Netanjahu egal seien, dass unsere Familien nicht mehr für unsere Freilassung demonstrierten, dass man uns zurückgelassen habe, dass es

allen gerade recht wäre, wenn wir einfach tot umfielen. Sie erzählen uns auch, dass Israel im Begriff sei auseinanderzufallen, dass die Hälfte der Bevölkerung bereits das Land verlassen habe, dass der Norden bombardiert und erobert worden sei und dass es bald, *ihr werdet schon sehen*, kein Israel mehr geben werde.

Ich atme tief ein und wende mich an Elia und die anderen. »Glaubt ihr das wirklich? Glaubt ihr wirklich, dass sie uns vergessen haben?« Elia schaut mich an, sagt nichts. Auch die anderen schweigen. »Wirklich? Euer Ernst? Ich versichere euch, dass unsere Familien genau in diesem Moment an irgendeiner Kreuzung stehen und unsere Namen rufen. Ich versichere euch, dass niemand unsere Gesichter vergessen hat. Bitte, lasst euch nicht für dumm verkaufen, glaubt doch ihren Bullshit nicht! Sie sind Hamas. Vergesst das nicht. Und auch wenn es derzeit nicht voranzugehen scheint, denkt daran, dass es immer noch Menschen gibt, wie den Direktor des Mossad, die mit dem Gedanken an uns abends ins Bett gehen und mit dem Gedanken an uns morgens aufstehen. Wir sind ihre einzige Sorge und alles, womit sie sich beschäftigen, ist, wie sie uns hier herausholen können.«

Ich halte inne und schaue sie an. Ich weiß nicht, ob sie mir glauben. Ich weiß nicht einmal, ob ich mir selbst glaube. Aber ich klammere mich an diese Vorstellung, an diese Worte, weil sie mir Kraft geben. Kraft, durchzuhalten. Zu überleben. »Gebt bloß nicht auf«, flüstere ich. »Wie lange es auch dauern mag, wir werden hier rauskommen!«

Wir gewöhnen uns an den neuen Tunnel. Es ist nicht mehr derselbe Tunnel, den wir damals verlassen haben. Vor allem wegen der Menschen. Es halten sich einige Personen hier auf, mit denen wir es noch nicht zu tun hatten. Keine Geiseln. Hamas. Wir vermuten, dass zumindest einige von ihnen hier nur Schutz suchen. Vielleicht stehen sie auf Israels Todesliste und fürchten um ihr Leben. Unter all den unbekanntem Gesichtern fallen mir zwei ältere Männer auf, die sich die meiste Zeit in den Räumlichkeiten der Entführer aufhalten und praktisch keinen Kontakt zu uns aufnehmen. Einen von ihnen nennen wir *Whitey* wegen seiner Haarfarbe, den anderen *Y.S.*, weil er aussieht wie Yahya Sinwar. Weitere Hamas-Agenten kommen und gehen. Manche erkennen wir wieder, andere nicht. Wir sprechen unter

uns darüber und kommen zu dem Schluss, dass während unserer monatelangen Abwesenheit in diesem Tunnel eine Art Zentrale entstanden sein muss.

Dieses Mal befinden sich unsere Toiletten am hinteren Ende der Küche. Um dorthin zu gelangen, müssen wir also durch die Küche gehen, in der die meiste Zeit des Tages Hamas-Leute sitzen. Sie essen, reden, lachen. Und sie mögen es nicht, wenn wir an ihnen vorbeigehen. Es stört sie. Daraus entwickelt sich eine völlig neue Demütigungstaktik, mit der sie uns quälen können: Wenn wir auf Toilette müssen, lassen sie uns warten. Dann stehen wir am Rand unserer kleinen Zelle und bitten darum, zum Pinkeln gehen zu dürfen, wie kleine Schuljungen, die ihren Lehrer fragen müssen. Und dann lassen sie uns nicht gehen: zehn, fünfzehn oder dreißig Minuten, manchmal warten wir eine ganze Stunde lang. Eine Stunde stehen wir da und warten unter Schmerzen. Jede kleine Bitte, pinkeln zu dürfen, wird zu einer Gelegenheit, uns zu quälen – und sie nutzen sie. Zumal es ihnen Ruhe in der Küche beschert, ohne dass abgemagerte israelische Geiseln vor ihrer Nase hin und her wuseln.

Weil ich Alon gut kenne und ahne, dass es für ihn besonders hart sein wird, sage ich zu ihm: »Stell dich schon mal darauf ein, Alon. Es liegen schwere Monate vor uns. Die jüdischen Feiertage, der 7. Oktober ... Sie werden die Tage nicht ohne Angriffe auf Israel verstreichen lassen. Und alles, was gegen Israel gerichtet ist, wird alle hier in helle Begeisterung versetzen. Atme tief durch, es wird vorübergehen.«

Und tatsächlich. Wir haben zwar keine Ahnung, was genau draußen vor sich geht, aber den ganzen September hindurch und bis Anfang Oktober bricht unter unseren Entführern und all den anderen Hamas-Leuten immer wieder Jubel aus. Jedes »*Allahu Akbar*« ist für uns kaum zu ertragen, weil es bedeutet, dass draußen etwas Schlimmes passiert. Jeder Teller mit Süßigkeiten, den sie herumgehen lassen, versetzt uns in Angst und Schrecken: *Wer ist dieses Mal verletzt worden? Was geschieht da gerade? Und wem? Was ist mit dem Norden des Landes? Was mit dem Süden?*

Der 1. und 2. Oktober sind besonders schwierig. Unsere Entführer und alle anderen in diesem Tunnel sind wie im Rausch. Wir wissen nicht,

warum, aber ganz offensichtlich ist unserer Seite etwas Schlimmes widerfahren. Allein der Gedanke daran macht uns nervös und traurig. An Tagen wie diesen ist es noch schwerer, gegen die Verzweiflung anzukämpfen, nicht aufzugeben. Solche Momente werfen uns zurück in den 7. Oktober, holen die Gefühle und Erinnerungen wieder hoch. Sie lassen uns, wenn auch nur für einen Augenblick, glauben, dass sie siegen werden. Dass wir verloren sind. Dass niemals jemand kommen wird, um uns zu retten.

Wir hören sie feiern, dass sie aus allen Richtungen Unterstützung bekommen. Die Huthis leisten ihren Beitrag, die Hisbollah ebenfalls, die Iraner greifen ein. Wir aber glauben, das flüstern wir uns in unserer winzigen Zelle zu, dass die Hamas nur deshalb so viel Unterstützung erhält, weil sie bereits angezählt ist.

Der 7. Oktober kommt und bestärkt unsere Theorie. Bei uns löst der Jahrestag vor allem Beklemmung und Angst aus. Was werden sie tun? Der Tag selbst verläuft ruhig, kein Jubel, keine Nachtschplatten oder »*Allahu Akbar*«-Rufe und Freudengebete. Das bestärkt uns in der Annahme, dass die Hamas ihre einstige Durchschlagskraft verloren hat, dass sie nicht mehr über genügend Ressourcen und Kämpfer verfügt, um einen erfolgreichen Angriff zustande zu bringen. Dass sie erheblich geschwächt wurde.

Tag für Tag spüren wir auch ihre Verzweiflung und Erschöpfung. Es gibt Nächte, in denen ich jemanden weinen höre. Nicht von uns. Von ihnen. Sie schluchzen in ihre Matratzen. Zuerst denke ich, ich bilde mir das nur ein, aber es hört nicht auf, und ich registriere, wo es herkommt. Mir wird klar, dass sie völlig am Ende sind, ausgelaugt und müde. Ihre wachsende Verzweiflung ist nicht zu unserem Besten. Natürlich begrüßen wir es, dass ihre Seite, soweit wir das einschätzen können, Prügel bezieht. Dass sie jeden Abend die Berichte bekommen, wie viele *schahids* an diesem Tag getötet wurden. Aber ihre Verzweiflung hat auch etwas Beängstigendes für uns. Denn ein verzweifelter Geiselnnehmer, ein verzweifelter Terrorist hat nichts zu verlieren. Und wir fürchten, dass einer von ihnen aus Frust, Trauer, Müdigkeit oder Wut heraus eines Tages einfach aufsteht und uns alle erschießt. Als ihre Gefangenen sind wir besser dran, wenn sie hoffnungsvoll

sind.

Ab und zu sagt einer unserer Entführer zu uns: »Wir haben es auch schwer. Wir haben auch Hunger. Genau wie ihr.« Für gewöhnlich nicken wir dann und beißen uns auf die Zunge, halten das Lachen zurück und schlucken unsere Verbitterung hinunter. Aber einmal kann ich mich nicht zurückhalten und erwidere: »So wie wir? Was meinst du mit ›so wie wir‹? Esst ihr so wie wir? Seid ihr von euren Familien abgeschnitten, so wie wir? Ihr könnt doch essen, was ihr wollt und wann ihr wollt. Ihr könnt jederzeit eure Frauen und Kinder anrufen. Ihr seid frei. Frei. So wie wir? Ernsthaft?«

Zum ersten Mal bekommen wir Kisten mit Hilfsgütern von der UN zu sehen. Große, weiße Kisten, randvoll mit Lebensmitteln. Unsere Entführer schlemmen beglückt und lassen nur ein paar jämmerliche Krümel für uns übrig, trotzdem sind wir froh, dass die Kisten hier unten sind. Zum einen ist es gut, dass es überhaupt Lebensmittel gibt. Nur wenn Essen vorhanden ist, kann man auch um etwas bitten, um etwas betteln. Und manchmal bekommt man sogar was. Und wenn unsere Entführer ausreichend zu essen haben, wenn sie satt sind, sind sie zufriedener und nicht so ungehalten, freundlicher und weniger reizbar. Vorräte sind also immer eine gute Sache.

Wir haben unsere Überlebenstechniken optimiert und nutzen sie, um die verschiedenen Charaktere in unserem Tunnel zu typologisieren. Wir finden heraus, wer sanfter ist, wer härter. Wen wir um Essen bitten können, wem wir besser ganz aus dem Weg gehen. Wie schon in den Tunneln zuvor stellen wir fest, dass sie knauseriger sind, wenn man sie zu mehreren antrifft, dann demütigen sie uns auch eher. Wenn sie allein sind, werden sie etwas milder. Nicht alle. Die jüngeren Entführer und Terroristen gehen härter mit uns um, behandeln uns brutaler und entwürdigender. Aber an guten Tagen kann es passieren, dass uns das Dreieck oder das *Viereck* plötzlich ein Stück Pita oder Obst zuwerfen, ohne dass die anderen es mitbekommen. Wir studieren ihre Schichten, lernen, ihre Stimmungen zu lesen, wissen, wann eine gute Zeit ist, um etwas zu bitten, und wann es sinnlos ist. Wie hungrige Straßenkatzen beobachten wir sie aus unserer Zelle, lassen sie nicht aus den Augen. Um ein Stück Mandarine, ein einziges Popcorn oder ein klitzekleines Stück Halwa zu ergattern, nutzen wir jeden,

der sich von uns dazu nutzen lässt.

Wir vier haben nun schon eine so lange Zeit miteinander verbracht. Ein ganzes Jahr. Inzwischen kennen wir uns ziemlich gut. Wir haben alles voreinander ausgebreitet, über alles geredet. Als der Punkt erreicht ist, dass es offenbar keine einzige, noch so kleine Information mehr gibt, über die wir nicht bereits gesprochen haben, verbringen wir lange Phasen des Schweigens miteinander – der Hunger und das Heimweh zehren uns auf. Die Empathie schwindet. Es wird immer anstrengender, Geduld für das Verhalten der anderen aufzubringen, ihnen Aufmerksamkeit zu schenken oder Verständnis zu haben.

Manchmal schaue ich meine drei Mitgeiseln einfach nur an. Ich habe das Gefühl, sie zu kennen, alles über sie zu wissen. Ich weiß zum Beispiel, dass Elia in Bet Schemesch aufgewachsen ist und dass seine Familie seit ein paar Jahren in Tzur Hadassah in den Hügeln von Jerusalem lebt, er selber hat zuletzt in Tel Aviv gewohnt. Ich weiß, dass er schon als kleiner Junge ungewöhnlich eigenständig war; dass er früh von der Schule geflogen ist und begonnen hat, seinen eigenen Weg in der Welt zu gehen; dass seine Überlebenstechniken geschärft sind. Ich beobachte, wie er in der Dunkelheit der Gefangenschaft wächst, zu teilen lernt, sich selber Englisch beibringt. Ich kann sehen, dass sich sein Geist in der Konfrontation mit dem Unbekannten weitet, erkenne, dass er beeindruckende Fähigkeiten entwickelt, um mit zwischenmenschlichen Konflikten umzugehen. Ich erinnere noch unsere ersten Gespräche. Er hörte mich von meinem Abschluss in Wirtschaftswissenschaften und meinen Jobs im Management reden und sagte zu mir, er könne nicht nachvollziehen, warum die Leute zur Uni gehen, was einem das für das eigene Leben bringen soll. Und nun ist er plötzlich an einem ganz anderen Punkt. Er träumt davon zu studieren. Er will erfolgreich sein. Er glaubt fest an das Gute. Und all das entwickelt sich ausgerechnet hier, in diesen stinkigen, finsternen Tunneln.

Ich weiß auch, dass Or mit seiner Frau Einav und dem zweijährigen Sohn Almog im Tel Aviver Vorort Giv'atajim lebt. Ich weiß, dass beide in Rischon LeZion geboren wurden und über viele Jahre gute Freunde waren, bevor sie merkten, dass da mehr war. Ich weiß, dass sie glücklich miteinander sind

und einen wunderbaren Freundeskreis haben, dass Or als Hightech-Experte arbeitet und krank vor Heimweh und Sorge um seine Frau und den kleinen Sohn ist. Dass er sich verzweifelt danach sehnt, sie wieder in die Arme zu schließen.

Ich weiß, dass Alon in Lavon, in Galiläa, aufgewachsen ist. Dass er der älteste Sohn und der älteste Enkel ist, auf den alle stolz sind. Dass er ein guter Junge mit einem fast kindlichen Vertrauen in die Menschen ist. Auch er verändert sich vor meinen Augen, entdeckt zähneknirschend seine raue Seite, eine gewisse Dreistigkeit, die Fähigkeit, für sich einzustehen. Er lernt, über seine Gefühle zu sprechen, selbst wenn es wehtut. Ich weiß, dass Alon von schweren Albträumen geplagt wird. Anfangs waren sie noch sehr häufig, und auch wenn sie nun seltener sind, quälen sie ihn weiterhin. Über ihn komme ich zum ersten Mal mit dem Konzept von Albträumen in Berührung.

»Ich habe Angst davor, alleine hier zurückzubleiben«, erzählt Alon mir. »Du weißt, dass du vor mir rauskommst, Eli, du bist der Ältere. Und dann werde ich ohne dich hier festsitzen.«

Ich lege ihm eine Hand auf die Schulter. »Du wirst nicht allein sein«, erwidere ich, »denn sollte ich vor dir freigelassen werden, wird dir deine Kraft trotzdem bleiben. Du weißt doch jetzt schon, dass du es schaffen wirst. Ein Monat, dann noch einer, und noch einer, Winter, Frühling, Sommer und jetzt wieder Herbst – und du bist immer noch am Leben. Schau dich nur an, du bist ein Überlebender! Schau, wie stark du bist!« Alon antwortet nicht. Ich weiß, dass ich ihm die Angst nicht nehmen kann.

Ich möchte ihm Fähigkeiten vermitteln, die ihm im Leben weiterhelfen. Ständig grüble ich darüber nach, was ich ihm erzählen könnte, um sein Selbstvertrauen zu stärken, ihm begreiflich zu machen, dass er es schaffen kann. Was ich ihm sagen könnte, damit er versteht, dass er auch *mir* Kraft gibt. Dass seine Sorge um mich, seine Zuwendung und auch die Art, wie er mich als Vaterfigur betrachtet, mir mehr Kraft verleiht.

In unseren dunkleren Momenten kehren wir zu den Geschichten zurück, die wir uns bereits erzählt haben. Alon erzählt mir von seinen Reisen, seinen Freunden in Galiläa, seinen Träumen. Ich erzähle von Lianne. Als ob

er die Geschichte nicht längst gehört hätte, erzähle ich ihm, wie wir uns kennengelernt haben. »Es war 1995, ein Jahr nachdem ich aus der Armee entlassen wurde. In dem Jahr habe ich mit dem Tauchen angefangen. Ich habe einen Kurs gemacht, und im April bin ich dann mit meinem alten Kumpel und Schulfreund Avida Bachar in den Sinai gefahren. Wir waren zehn Tage dort, sind die ganze Zeit getaucht. Und als wir wieder in den Kibbuz zurückkamen – habe ich Lianne kennengelernt.«

»Einfach so, auf der Straße?«, fragt Alon.

»Nein, in der Kneipe.«

Alon kichert. »Wie man das damals so gemacht hat.«

Ich lächle. »Ja nun, ich bin ja auch von damals.«

Wir lachen beide.

»Lianne kam als Freiwillige in den Kibbuz«, fahre ich fort. »Aus England. Damals war das noch eine große Sache, Leute, die aus dem Ausland zum Freiwilligendienst kamen. Sie wurden in verschiedenen Arbeitsbereichen eingesetzt, und wir trafen sie dann am Pool, beim Fußballspielen oder in der Cafeteria. Und eines Tages, als Avida und ich aus dem Sinai gerade zurückgekommen waren, kam ein Freiwilliger, der mich kannte, auf mich zu und sagte, hör mal, dieses Mädchen aus England, die ist in dich verknallt. Und ich habe geantwortet, okay, sag ihr, sie soll am Freitag in die Kibbuz-Kneipe kommen, dann können wir uns treffen.«

Ich stocke kurz. Wir hören, wie unsere Entführer und alle anderen Hamas-Leute im Tunnel ihre Gebete sprechen. Nicht zum ersten Mal vernehmen wir dabei das eine oder andere unterdrückte Schluchzen. Vor Verzweiflung, vor Schmerz? Wer weiß. Und wen kümmert's. Ich erzähle weiter: »Dann ist Freitagabend, und ich bin in der Kneipe. Sie zeigen mir, wer sie ist, und ich gehe zu ihr, ganz lässig. Wir unterhalten uns, das Gespräch kommt in Gang – und der Rest ist Geschichte«, schließe ich grinsend.

Alon legt sich auf seine Matratze und schläft ein. Vielleicht schließt er auch nur die Augen. Ich atme tief ein. Denke an Lianne, wie schnell wir ein Paar wurden, unsere schönsten Tage zu zweit, ihre Entscheidung, im Kibbuz zu bleiben und dort ihr Leben aufzubauen. Ich erinnere, wie ich ihre

Eltern kennengelernt habe, mein erster Flug mit ihr nach England, mein erstes Weihnachtsfest, alles war rot, gold und grün geschmückt in diesem fremden fernen Land. Ich erinnere unsere Hochzeit, eine in England – ein eher schlicht gehaltenes Ereignis, um die Formalitäten zu regeln – und eine in Israel, im Kibbuz, am Pool, eine große und laute Feier mit so vielen Menschen, so vielen Freunden, so vielen Verwandten, alle waren fröhlich und haben getanzt. Es war eine fantastische Hochzeit, und am Schluss – Tradition ist nun mal Tradition im Kibbuz – sind wir alle in den Pool gesprungen und haben uns vor schierer Freude und Liebe die Lungen aus dem Leib geschrien.

In meinen Gedanken führe ich Gespräche mit Lianne. Ich verspreche ihr, dass ich hier rauskomme, lebendig, dass ich sie und die Mädchen schnappen werde und wir gemeinsam in England ein neues Leben beginnen werden. Ich kann im Homeoffice arbeiten. Und wenn ich nicht im Homeoffice arbeiten kann, werde ich schon irgendeinen Job finden. Dann arbeite ich eben als Pförtner oder im Supermarkt. Ich werde jede Arbeit annehmen, damit meine Mädchen frei von dieser Angst, diesem Schmerz und diesem Terror leben können. Damit ich nie wieder diesen vor Entsetzen erstarrten Blick in ihren Augen sehen muss.

Vielleicht liegt es daran, dass nun plötzlich deutlich mehr Hamas-Männer im Tunnel sind, vielleicht an ihrer eigenen Erschöpfung und Ungeduld, weil die Situation schon so lange andauert, oder schlicht an ihrer Langeweile und Niedertracht: Auf jeden Fall behandeln sie uns in diesem Tunnel sogar noch schlechter.

Sie führen Durchsuchungen durch. Das haben sie auch vorher schon getan, aber hier ist es schlimmer. Überfallartig durchwühlen sie alles, befehlen uns, uns vollständig auszuziehen, und werfen all unsere Habseligkeiten durcheinander. Dann sind da die quälenden Wartereien, bevor sie uns auf die Toilette lassen. Dann wieder, ohne erkennbaren Grund, öffnen sie einfach die Tür zum Waschraum. Sie öffnen sie, lachen, erzählen irgendwas und gehen einfach weiter. Sie bestehen darauf, ihre Gebetsaufrufe, den *muezzin*, direkt am Eingang unserer Zelle durchzuführen, mit voller Absicht. Wir sind permanent ihrem Psychoterror

unterworfen. Sie wollen unsere Verzweiflung schüren, wir sollen glauben, dass man uns tatsächlich aufgegeben hat, dass sich niemand mehr dafür interessiert, ob wir noch am Leben sind. Und sie instrumentalisieren unseren Hunger. Um Essen zu betteln ist erniedrigend. So erbärmlich, jämmerlich, elendig. Es macht ihnen auch großen Spaß, uns ein Stück Pita, Halwa oder andere Süßigkeiten anzubieten, dann aber zu sagen: Wir geben euch die Pita, aber nur, wenn ihr diese Koranverse sprecht. Oder: Ihr bekommt die Halwa, aber nur, wenn ihr sagt, dass ihr an den Propheten Mohammed glaubt.

Bekannt euch einfach zum Islam, dann bekommt ihr ein Stück Obst.

Ich weigere mich, diese Spielchen mitzuspielen. Weigere mich, ihnen in die Karten zu spielen. Natürlich will ich, muss ich essen. Alles in mir schreit nach Nahrung. Mein Körper benötigt jedes winzige Stück Pita, jedes Stückchen Obst. Aber ich werde nicht nach ihrer Pfeife tanzen. Um sie nicht zu verärgern oder ihr Ehrgefühl zu verletzen, das ihnen extrem wichtig ist, sage ich jedes Mal, dass ich nicht religiös bin. Dass ich einfach kein religiöser Mensch bin. Damit sie nicht denken, dass ich etwas gegen den Islam habe. Ich bin einfach nicht gläubig, Punkt.

Manchmal, wenn einer von uns durch die Küche zum Waschraum geht, kann es passieren, dass er etwas zu essen angeboten bekommt. Gelegentlich demütigen sie uns auf dem gesamten Weg zum Waschraum. Bieten uns Essen an, unter der Bedingung, dass wir uns setzen und die Koranverse sprechen, die sie uns vorgeben. Das führt zu Auseinandersetzungen unter uns. Sollen wir Essen ablehnen, wenn es zu wenig ist, um es zu teilen? Oder sollen wir einfach essen, wann immer sich die Möglichkeit bietet, was immer sie uns anbieten? Einerseits ist es ein Zeichen von Souveränität, Essen abzulehnen, das nicht für alle reicht. Es verleiht uns ein bisschen Wirkmacht und die Hoffnung, dass es am Ende doch für alle reichen wird. Andererseits: Essen anzunehmen, egal zu welchen Bedingungen und wann immer sich die Chance bietet, dient unserem wichtigsten Antrieb: unserem Überlebenswillen. Überleben ist wichtiger, als mit gutem Benehmen zu punkten. Wenn sie uns zu essen für alle geben, teilen wir es. Aber wenn einer von uns die Chance hat, irgendetwas außer der Reihe in die Finger zu

bekommen, warum sollte er es ablehnen?

Was ist das Richtige? Wir wissen es nicht. Suchen nach einer Antwort. Unsere Entführer leben zwar nach ihren eigenen Regeln und Routinen, aber sie sind immer noch Menschen, im Guten wie im Bösen, außerdem können sie unberechenbar sein. Ich habe keine Ahnung, ob ich mir das Recht herausnehmen sollte, zu ihnen zu sagen: »Entweder für alle oder gar nicht!« Das könnte den Hungertod bedeuten. Vielleicht sollten wir einfach sagen, *zur Hölle damit*: Wenn sie dir etwas zu essen anbieten, nimm es einfach. Tu, was du kannst, um zu überleben.

»Unsere Leben sind alle gleich wichtig«, sagen diejenigen von uns, die denken, dass es ein Fehler ist, Essen abzulehnen, wenn es nicht für alle reicht. »Um zu überleben, muss jeder für sich und seinen eigenen Körper sorgen und jede Chance, mehr zu essen, nutzen. Eine solche Verpflichtung einzugehen und uns derart voneinander abhängig zu machen, ist falsch. Wir sind dafür, zu essen, wenn sich die Chance bietet.«

Eines Tages hören wir, wie einer der Entführer Alon ein Stück Obst anbietet, als er gerade zur Toilette geht. »*Schukran*«, erwidert Alon, »aber wenn es nicht für alle ist, verzichte ich, vielen Dank.«

»Bravo!«, sagt der Entführer. Elia, Or und ich starren uns an. Irgendetwas an diesem »Bravo« beendet unsere Diskussion. Von da an folgen wir Alons Beispiel, allem Hunger und aller Versuchung zum Trotz. Wenn sie einem von uns separat etwas zu essen anbieten, lehnen wir ab. »Vielen Dank«, erwidern wir, »aber wenn es nicht für alle ist, dann nicht.«

Unser Hunger ist gewaltig. Die ganze Zeit. Mein Körper schwindet dahin. Wir schwinden alle dahin. Wir erkennen es an den anderen. Die Eisenfesseln an unseren Beinen werden lockerer. Das Fleisch, das zuvor gegen die Fesseln gedrückt hat, verschwindet langsam. Es ist alarmierend. Alon verliert immer mehr Zehennägel, was unseren Entführern Angst einjagt, woraufhin sie ihm Vitamine und eine Salbe gegen die Pilzinfektion geben, die sich auf seinem ganzen Körper ausgebreitet hat.

Wir betteln verzweifelt um mehr Essen, warnen sie, dass wir hier alle sterben werden, dass wir krank werden. Und dass wir erkranken, wollen sie wirklich nicht. Das Dreieck bittet Honcho, »den Doktor« zu rufen, damit er

uns untersucht. Der Doktor ist einer der Entführer, den wir schon aus dem letzten Tunnel kennen. Er gehört zu ihrer Truppe und hat anscheinend medizinische Kenntnisse.

Eines Tages taucht der Doktor auf. Mit Honcho und dem Dreieck betritt er unsere Zelle. Honcho befiehlt uns aufzustehen und unsere Shirts auszuziehen. Er zeigt auf mich und Elia und sagt zu dem Doktor: »Schau sie dir an, sie sind noch nicht einmal sonderlich mager, sie sehen besser aus als ich, sie essen hervorragend!« Wir starren ihn an. Ich verfluche ihn wüst in Gedanken, traue mich aber nicht, etwas zu sagen. Honcho zeigt nun auf Or. »Er ist wirklich ein bisschen dünn, aber die anderen sehen prima aus.« Der Doktor sagt nichts. Er mustert uns, nickt und geht wieder.

Wir hören, wie Honcho das Dreieck warnt: »Niemand gibt ihnen zusätzlich zu essen! Sie werden nicht sterben, und sie sind auch nicht krank. Lasst euch von ihnen keine Märchen erzählen, sie sehen blendend aus, und sie essen genau wie wir.« Wir können das Dreieck nicht sehen, vermuten aber, dass er nickt und die Befehle von Honcho befolgen wird. Von nun an wird es noch schwieriger, außer der Reihe irgendetwas Essbares zu ergattern. Selbst die kleinen Extras, die sie uns immer mal wieder zugesteckt haben, vor allem das Dreieck und das Viereck, haben nun ein Ende.

Sie haben alle Angst vor Honcho.

Der Hunger nagt weiter an uns. Er zehrt an unseren Körpern und an unseren Seelen. Er frisst unsere Persönlichkeiten auf. Erschöpft uns. Der Hunger droht uns in die Dunkelheit zu verbannen. Ich weigere mich, mich von der Dunkelheit in die Knie zwingen zu lassen. »Ausgehungert oder verletzt oder krank oder erschöpft«, flüstere ich Elia, Or und Alon zu, »egal, in welchem Zustand, wir werden hier rauskommen.«

Selbst in unerträglichen Zeiten wie diesen haben wir ein festes Abendritual, das wir uns nicht nehmen lassen. Wir vier setzen uns zusammen und überlegen, was uns Gutes an diesem Tag passiert ist. Egal, wie der Tag verlaufen ist. Mir ist diese Idee eines Abends spontan gekommen, um alle ein wenig aufzumuntern. Ich sagte: »Los, Leute, lasst uns an etwas denken, das gut war heute, nur eine Sache.« Sie haben sich

darauf eingelassen, und es wurde zu einer täglichen Gewohnheit. Anfangs mussten wir uns ganz schön die Köpfe zermartern, um auch nur auf eine gute Sache zu kommen. Doch mit der Zeit haben wir uns sogar auf drei gesteigert. Manchmal ist es wirklich schwer, an anderen Tagen fällt es leicht, und wir kommen sogar auf vier oder fünf. Es gibt Tage, da gelingt es uns, zehn gute Sachen zu benennen! Eine gute Sache kann zum Beispiel sein, dass sie uns auf einmal Tee gebracht haben. Oder dass der Tee sogar gesüßt war. Eine andere gute Sache kann sein, dass ein besonders grausamer Bewacher an dem Tag nicht aufgetaucht ist. Oder dass der Tag ganz ohne Demütigung vergangen ist. Oder dass wir ein kleines Stückchen Obst von einem unserer Entführer bekommen haben. Nach und nach beeinflusst diese Routine unsere Tage. Wir suchen bewusst nach den guten Dingen, für die wir am Abend dankbar sein können.

Hoffnung gibt es nie umsonst. Man muss immer darum kämpfen, daran arbeiten. Mit dem Kiddusch am Freitagabend, mit Elias Hawdala-Liedern am Ende des Schabbat, mit den Gebeten, die wir jeden Morgen sprechen, mit dem abendlichen Kreis, bei dem wir unsere Dankbarkeit äußern. Daran halten wir fest, daran klammern wir uns, daran orientieren wir uns. Etwas Gutes suchen. Optimistisch bleiben. Standhalten.

Ich erinnere nicht mehr, wer von uns damit angefangen hat, den Terroristen, mit denen wir es zu tun haben, Spitznamen zu geben. Ich glaube, es war Or, vielleicht auch Elia, gleich zu Anfang, als plötzlich so viele Entführer mit uns im Tunnel waren. Da haben wir begonnen, ihnen Namen zu geben.

Da sind Maske und Ausputzer, *aka* Sa'id und Sa'ad, die von Anfang an, seit der Zeit im Haus, bei uns waren. Sie sind im November mit uns in den Tunnel hinabgestiegen und einige Monate später in den Kampf geschickt worden, heulend und zähneklappernd. Wir haben sie nie wiedergesehen. Sa'id haben wir wie bereits erwähnt »Maske« genannt, weil er anfangs als Einziger immer eine Maske trug, um seine Identität zu verbergen. Wahrscheinlich hatte er gedacht, das ganze Spektakel wäre schnell wieder vorbei, und nicht mit einem solch langen Ritt gerechnet. Nach einigen Wochen gab er es auf und trug sie nicht mehr, aber der Spitzname blieb hängen. Sa'ad haben wir »Ausputzer« genannt, weil er – unschwer zu erraten! – die ganze Zeit sauber gemacht hat. Die Unterkünfte der Entführer, ihre Küche, ihre Toiletten.

Im Großen und Ganzen haben uns Ausputzer und Maske anständig behandelt. Manchmal denke ich, dass, wäre Maske, also Sa'id, in Jaffa geboren worden und in meiner Nähe aufgewachsen, hätten wir – in einem anderen Leben – vielleicht sogar Freunde werden können. Hinter der Fassade des Terroristen steckte ein ruhiger und sanftmütiger Mensch. Wenn wir miteinander redeten, merkte ich jedoch, wie unwissend er ist und dass er einer heftigen Gehirnwäsche unterzogen wurde. Sowieso sind sie alle hundertprozentig davon überzeugt, dass Israelis nichts anderes im Sinn haben, als alle Palästinenser zu töten, und nur davon träumen, ihnen Böses anzutun. Noch kritischer scheint mir allerdings, dass er und seinesgleichen gar nicht so grandiose Idealisten sind, wie sie vorgeben. Sie sind nicht etwa

auf einer Sinnsuche in den Terrorismus gestolpert. Sie haben sich aus ökonomischen Motiven hinter der Hamas versammelt und für den Terrorismus entschieden. Sie haben kapiert, wo das Geld fließt und wer die Macht hat, und diesem Weg sind sie gefolgt. So viel ist mir aus meinen Gesprächen mit ihnen, besonders dem Dreieck, klargeworden.

Ich kann das nachvollziehen, aber nur bis zu einem gewissen Grad. Denn die Terroristen, die in mein Haus in Be'eri eingebrochen sind, wollten nicht nur irgendwie über die Runden kommen. Das waren mittelalterliche Barbaren, deren Hass auf die Juden und Israel stärker ist als ihre Liebe zum Leben selbst. Mir fällt nichts ein, das in der Intensität des Hasses und der Bereitschaft, im Namen einer Ideologie Gräueltaten zu begehen, vergleichbar wäre. Es ist die Art Abgrund in der Geschichte der Menschheit, von der man nur in Büchern liest. Manchmal habe ich das Gefühl, als versuchten unsere Kidnapper, mich auf ihre Seite zu ziehen, zu erklären, warum sie überhaupt hier sind. Der Umstand, dass sie, während wir darüber reden, vier unschuldige Personen in einem Tunnel festhalten, hungern lassen und misshandeln, erscheint ihnen dabei offensichtlich nicht merkwürdig. Ich meine, mal ehrlich: Wer hat sich nicht schon einmal bei dem Versuch, sein Einkommen ein bisschen aufzubessern, plötzlich in irgendeinem Verlies mit verhungerten Geiseln wiedergefunden?

Nach Ausputzer und Maske lernen wir das Dreieck kennen: Er ist der Kommandeur der Einheit, die uns gefangen hält, und steht einen Rang unter Honcho. Das Dreieck hat seinen Namen von uns bekommen, weil er Or und Elia an die Zeichentrickfigur Patrick aus SpongeBob erinnert. Ich kenne die Sendung nicht, aber Or und Elia behaupten das. Das Dreieck ist seit den frühesten Tagen im Tunnel bei uns. Er ist die ganze Zeit im Tunnel, immer präsent, und trägt die Verantwortung für die gesamte Gruppe – für uns, für die Essensbeschaffung, für die Organisation des Alltags unter der Erde.

Das Dreieck ist ein Berg von einem Mann: Er ist in seinen Fünfzigern, kräftig, hochgewachsen, breitschultrig. Oft ist er derjenige, der die anderen Entführer davon abhält, die Beherrschung zu verlieren und aus einer plötzlichen Laune heraus gewalttätig zu werden. Ich habe das Gefühl, er versteht sich hier als der Profi. Wenn er in der Nähe ist, scheint die

Situation unter Kontrolle. Auch wenn die Lage entsetzlich ist, was sie ja meistens ist, ist sie immerhin unter Kontrolle, niemand knallt plötzlich durch. Aber das Dreieck ist auch ein disziplinierter Hamas-Offizier, wenn er will, kann er brutal und hart sein. Wird ihm ein Befehl erteilt, wie etwa, dass er uns keinerlei Extraportionen zukommen lassen darf, hält er sich hundertprozentig daran. Befehl ist Befehl. Wenn das Dreieck uns das Essen zubereitet, schmeckt es immer gut. Er ist, angesichts der Bedingungen im Tunnel und im Vergleich zu den anderen, ein hervorragender Koch. Wenn es etwas zu kochen gibt, ist es deshalb oft seine Aufgabe, es auf den Tisch zu bringen. Die anderen Entführer nennen ihn *Chef*.

Es gibt Momente, da öffnet er sich uns gegenüber, und so erfahre ich, dass er acht Kinder hat und in seinem »echten Leben«, vor dem Krieg, ein Hamas-Polizist war. Er ist nicht bei Kriegsausbruch in diese Position hineingestolpert. Er hat Karriere bei der Hamas gemacht. Das Dreieck ist zurückhaltender als die anderen. Man weiß nicht, was er fühlt, was durch seinen Kopf geht, an ihm lässt sich kaum ablesen, was draußen passiert. Der beste Indikator für seine Stimmung ist, wie fest er unsere Fußfesseln anzieht. Alle zwei Monate, wenn wir uns mit einem Eimer Wasser waschen dürfen, ist er derjenige, der uns die Fesseln hinterher wieder anlegt. Zieht er die Ketten wütend und fest an, wissen wir, dass gerade etwas Schlimmes passiert. Entweder ihm persönlich oder allgemein, in der Welt da draußen.

Der Kreis ist eine Art Komplize vom Dreieck. Beide gemeinsam hatten Ori Danino und Hersh Goldberg-Polin in einem oberirdischen Haus gefangen gehalten, bevor sie in die Tunnel gebracht wurden. Ori und Hersh hatten uns gleich zu Beginn vor dem Kreis gewarnt. *Er ist ein Diktator*, sagten sie. Es hat nicht lange gedauert, bis wir verstanden haben, was sie damit meinten. Der Kreis ist wie ein pedantischer Ausbildungsoffizier, ein Kontrollfreak, der immer wissen muss, was vor sich geht, der in Panik gerät, wenn auch nur die winzigste Information hinter seinem Rücken weitergegeben wird.

Der Kreis hat seinen Namen, weil sowohl sein Körper als auch sein Gesicht ein bisschen rundlich sind. Wie das Dreieck hat auch er eine sehr kräftige Figur und scheint ebenfalls ungefähr fünfzig Jahre alt zu sein. In

den ersten Monaten haben wir kaum Kontakt mit dem Dreieck, unser Ansprechpartner ist der Kreis. Er ist verantwortlich für uns, und er nimmt seine Sache sehr ernst. Unter seiner Verantwortung zu stehen, bedeutet, dass er für uns sorgen muss, für unser Wohlergehen und unsere Bedürfnisse. Und genau das tut er auch. Er unterstützt uns, bringt uns, was wir brauchen. Aber irgendwann passiert etwas in ihm. Er ist zunehmend zermürbt und erschöpft, wir vermuten, dass ihn die nächtlichen »Märtyrerberichte« gebrochen haben. Mit der Zeit wird er immer religiöser und extremer. Er lässt sich den Bart wachsen und geht immer öfter auch auf seine Mitgeiselnehmer los.

Nach einer gewissen Zeit, als wir nur noch eine Mahlzeit am Tag erhalten, verlässt der Kreis den zweiten Tunnel, in dem wir festgehalten werden. Von den anderen schnappen wir auf, dass er mit Honcho zusammengesteckt wurde. Wir sind froh, ihn nicht mehr sehen zu müssen. Als er sich noch mit uns unterhalten hat, hat er erzählt, dass er Vater zweier Kinder sei und seinen Lebensunterhalt mit einem Falafel-Stand verdiene. Er hat versucht, uns die allgemeine Stimmung in Gaza zu beschreiben, viel über die Verzweiflung angesichts der ökonomischen Situation gesprochen, das Fehlen jeglicher diplomatischen Lösung am Horizont. »Nur wenige Tausend Menschen aus Gaza dürfen täglich über die Grenze, um in Israel zu arbeiten«, erzählt er uns. »Das ist nichts. Der Rest hat kein Einkommen. Ihre akademischen Abschlüsse sind wertlos. Sie versinken in Armut und wissen nichts mit sich anzufangen.« Er erklärt den 7. Oktober als Folge des harten Lebens der Menschen in Gaza und behauptet, wir würden die riesige Kluft zwischen uns und ihnen nicht verstehen.

»Was kostet eine Falafel-Pita in Israel?«, fragt er uns einmal.

»Zwanzig Schekel aufwärts«, antworte ich.

»Ich verkaufe eine Falafel-Pita für anderthalb Schekel«, sagt er. »Würde ich mehr verlangen, wäre ich meine Kundschaft los.« Ein anderes Mal erzählt er uns: »Ein Monatseinkommen in Gaza entspricht einem Tageslohn in Israel.« Anfangs gehen wir noch auf ihn ein, reden mit ihm, beginnen ein Gespräch. Bis wir realisieren, dass es sinnlos ist.

Eines Tages sagt der Kreis zu Elia: »Du musst dahin zurückkehren, wo

deine Eltern hergekommen sind. Woher stammt deine Mutter?«

»Iran«, antwortet Elia.

»Dann geh zurück in den Iran«, sagt der Kreis zu ihm.

Ich kann mir nicht länger auf die Zunge beißen. »Ach, wirklich? Zurück in den Iran?«, platze ich heraus. »Bist du bereit zu garantieren, dass er dorthin zurückgehen kann? Glaubst du, man wird ihn dort mit offenen Armen empfangen?« Neben dem Argument, dass alles, was geschieht, eine Folge der ökonomischen Lage und der diplomatischen Sackgasse ist, kät der Kreis die Agenda der Hamas vor uns wieder. Vielleicht wird er es nicht erleben, vielleicht nicht einmal seine Söhne und Enkel, aber am Ende werden seine Ur- oder seine Ururenkel ihr Ziel erreichen und Palästina zurückerobern, versichert er. Er habe Geduld. Irgendwann. Glaub mir.

Wir treffen wieder auf den Kreis, als wir in unseren ersten Tunnel zurückkehren. Er ist zwar nicht mehr Teil der Truppe, die uns bewacht, aber leider steckt er ständig seine Nase in die Angelegenheiten unserer Entführer, als Kontrollfreak ist er einfach so gestrickt. Und das ist nicht zu unserem Vorteil. Er genießt es, bei rituellen Demütigungen und Misshandlungen dabei zu sein. So wie Trash hat auch der Kreis seine Freude daran, sich die Videos vom 7. Oktober in Endlosschleife auf seinem iPad anzuschauen. Wir kriegen mit, was er schaut, denn wir können es hören. Die Schreie und Rufe lassen keinen Zweifel. Die Filmclips beleben ihn, verleihen ihm Elan und befeuern seine Boshaftigkeit. Einmal nehme ich allen Mut zusammen und bitte den Kreis um Tee. Hasserfüllt schaut er mich an und antwortet: »Tee? Tee? Sei dankbar, dass ich dich noch nicht getötet habe! Träum weiter von Tee!« Das ist der Kreis, wie wir ihn heute kennen. Der Mann von vor ein paar Monaten hätte mir sofort Tee gekocht und mich gefragt, ob es mir gutgeht.

Wenn Alon in der Nähe ist, verhält er sich anders, Alon ist der Einzige, dem der Kreis noch einen Hauch Menschlichkeit entgegenbringt. Wir lernen also, dass wir Alon schicken müssen, wenn wir etwas vom Kreis wollen. In der Regel fragen wir nach Essbarem und haben dafür auf Basis unserer persönlichen Beziehungen eine gut funktionierende Routine entwickelt. Wenn wir sehen, dass der Kreis allein in der Küche ist, auch

wenn es mitten in der Nacht ist, ganz egal um welche Uhrzeit, steht Alon auf, als ob er auf Toilette müsste, und bittet den Kreis auf dem Weg um eine Kleinigkeit zu essen. Wenn das Viereck Dienst hat, bin ich es, der aufsteht, Elia ist für das Dreieck zuständig.

Wir lernen, einen Mittelweg zu finden, wenn wir um Essen bitten: Wir schlucken unseren Stolz herunter und betteln, aber ohne uns dabei zu erniedrigen. Die Opferrolle verweigern wir, herabwürdigen lassen wir uns nicht. Aber der Grat ist schmal. Wenn ich an ihnen auf dem Weg zum Waschraum vorbeigehe, gehe ich aufrecht, signalisiere, dass ich stark bin. Das gibt nicht nur mir selbst mehr Kraft – wir wissen, dass es ihnen Respekt abnötigt. Dass eine wehklagende, jammernde Haltung sie nicht beeindruckt. Im Gegenteil.

Und dann ist da noch Nachtigall, dem wir seinen Namen für seine schöne, klare Singstimme gegeben haben. Er hat Almog Sarusi bewacht, bevor beide in die Tunnel hinabgestiegen sind, hat sich um Almog wie um ein Kind gekümmert, als er dessen Verletzungen versorgte. Nachtigall bleibt nur bis zum 5. Januar 2024 bei uns. In den zweiten Tunnel kommt er nicht mehr mit. Als die Moschee über uns bombardiert wird, ist er derjenige im Wachposten unter dem Schacht, der die Falltür schließt, bevor Ziegelsteine und Trümmer ins Innere hinabstürzen.

Nachtigall zählt zu den angenehmeren Entführern. Er sorgt für uns, redet mit uns. Er wirkt sehr jung. Manchmal beobachten wir ihn dabei, wie er den Tunnel hoch- und runterläuft, vielleicht als Training. Er erzählt uns, er sei vierundzwanzig Jahre alt und Single, weil er es sich nicht leisten könne zu heiraten. Dass er das Brautgeld nicht aufbringen könne, das in ihrer Kultur traditionell an die Familie der Braut gezahlt wird. Seine schöne Stimme macht es etwas erträglicher für uns, fünfmal am Tag ihren Gebeten zuhören zu müssen. Seit wir den ersten Tunnel verlassen haben, haben wir Nachtigall nicht mehr gesehen. Wir denken, dass er im Kampf gefallen ist. Aber wir wissen es nicht.

Auch Smiley zählt zu den netteren Entführern. Er hat im ersten Tunnel die Oberaufsicht und ist für die Instandhaltung zuständig. Er kennt den Tunnel, die Stromversorgung, die Belüftung und das Wassersystem, in- und

auswendig. Als wir den ersten Tunnel verlassen, schließt sich Smiley uns für einen weiteren Monat an, dann geht er. Wir sehen ihn erst wieder, als wir am 10. September zurückkehren. Smiley könnte in seinen Vierzigern sein. Seinen Namen hat er von uns verpasst bekommen, weil er immer lächelt. Er ist einer der Entführer, die uns ab und zu etwas zu essen zustecken, ein Stück Obst oder eine Scheibe Pita oder einen Krümel Süßgebäck. Smiley kocht morgens auch den Kaffee für die Entführer.

Verglichen mit dem Kreis hat Smiley den deutlich längeren Geduldsfaden. Aber wie alle anderen auch, ist er ganz anders, wenn er sich in der Gruppe der Entführer bewegt. Damit meine ich, dass diejenigen, die nett zu uns sind, das nur zeigen, wenn sie sich unbeobachtet fühlen. Wenn sie in Gruppen auftreten, werden sie zu Bestien, versuchen sich gegenseitig an Grausamkeit zu überbieten, konkurrieren darum, wer uns mehr hasst, schlechter behandelt. Wenn ich zur Toilette gehe, und Smiley allein in der Küche sitzt, spricht er freundlich mit mir. Vielleicht fragt er sogar, wie es mir geht, oder sagt zu mir: »Mach dir keine Sorgen, schon bald wird es einen Deal geben. Alles wird gut, bleib stark!« Aber wenn ich ihn gemeinsam mit anderen erwische, blickt er mich zornig an. Und wenn mich dann jemand anschreit oder verhöhnt, hüllt er sich in Schweigen.

Wir wissen, dass Smiley Töchter hat. Einmal, noch im ersten Tunnel, bietet er Alon seine Tochter zur Frau an. Sie nennen Alon »Ginger«, obwohl seine Haarfarbe überhaupt nicht rötlich ist, aber sein helles Haar – alle anderen von uns haben schwarze Haare – sticht für sie heraus. Zudem ist er ein ausgesprochen gutaussehender Kerl. Smiley sagt also zu Alon: »Hey Ginger, nimm meine Tochter, heirate sie. Ich werde für euch sorgen und euch fünftausend Schekel im Monat geben.« Zuerst erschrickt Alon zu Tode, beruhigt sich dann aber wieder und wir lachen darüber. Immer mal wieder wiederholt Smiley sein Angebot.

Als sich unsere Situation weiter verschlechtert, sage ich scherzhaft zu Alon: »Mann, es ist wirklich jammerschade, dass du das Angebot nicht angenommen hast, du könntest längst wieder normal essen.«

Und dann ist da Honcho, den wir so genannt haben, weil er über dem Dreieck steht: Er ist der Head Honcho an der Spitze der Pyramide.

Irgendwann finden wir heraus, dass sein echter Name Abu Malik ist. Natürlich dürfen wir ihn nicht so nennen. Wir werden aufgefordert, ihn – und alle anderen – mit »Muhammad« anzusprechen. Nur »Muhammad«. Sie versuchen, ihre echten Namen vor uns zu verbergen, aber nach so vielen Monaten auf engstem Raum lassen sich solche Dinge nur schwer verheimlichen.

Honcho bekommen wir im ersten Tunnel kaum zu Gesicht. Meistens hören wir nur seine Stimme, am anderen Ende der Leitung, wenn er mit unseren Entführern spricht. Im zweiten Tunnel, nach der Bombardierung der Moschee, begegnen wir ihm häufiger. Honcho, der vierzig Jahre alt sein könnte, verbringt den ganzen Tag am Telefon, offenbar ist er damit beschäftigt, Befehle an andere Einheiten durchzugeben.

In Anbetracht seines hohen Ranges hätten wir erwartet, dass Honcho sich professioneller, beherrscher, verhalten würde. Aber tatsächlich erweist er sich als noch bestialischer als die anderen. Wenn sie uns demütigen, lässt er sie gewähren und lacht nur hämisch. Als ich starke Schmerzen in den Augen bekomme und einen unserer Entführer um Augentropfen bitte, kommt Honcho in unsere Zelle marschiert: »Wer hat nach Augentropfen gefragt?«, will er wissen. Ich gehe davon aus, dass er mir das Fläschchen aushändigen will, und antworte sofort: »ich«. Er fixiert mich, kommt zu mir herüber und sagt: »Augentropfen, ja? Ich bete zu Gott, dass deine Augen so krank werden mögen, dass du erblindest.« Mehr sagt er nicht. Dann geht er wieder.

Manchmal bestraft er uns damit, unsere Essenszeit willkürlich zu verschieben. Einmal, als sie glauben, dass jemand von uns einen Blick in die Küche riskiert hat, verkündet Honcho: »Heute kein Essen für euch!« Am Ende lässt er unsere Entführer dann aber doch das Essen bringen, mit siebenstündiger Verspätung.

Zu Anfang haben Honcho und Orange ein Team gebildet. Wenig überraschend hat Orange den Namen für seine Haarfarbe erhalten, die ihn zu einem Exoten unter unseren Entführern macht. Er könnte ungefähr dreißig Jahre alt sein. Anfangs, im ersten Tunnel, behandelt er uns besonders brutal. Brüllt uns an. Verwünscht uns. Doch später, im zweiten

Tunnel, als er im Trupp unserer Entführer ein vollwertiges Mitglied ist, sorgt er besser für uns und wir bauen sogar eine echte Beziehung zu ihm auf. Als wir einmal zusammensitzen und uns unterhalten, erwähne ich nebenbei, dass ich meinen eigenen Geruch nicht mehr ertrage, dass mein Shirt bestialisch stinkt. Ohne lange zu überlegen, fordert Orange mich auf, ihm das Shirt zu geben. Nachdem er es eigenhändig gewaschen hat, bringt er es mir zurück. Or, Elia und Alon starren mich an, können nicht fassen, dass Orange das gerade für mich getan hat. Ich weiß auch nicht, warum wir einen Draht zueinander hatten. Anfangs war ich der Einzige, der Arabisch sprechen konnte, und somit automatisch unser Sprecher, das Verbindungsglied und die einzige Geisel, mit der sie, zumindest hin und wieder, ausführlicher über ihr Leben sprechen konnten. Aber mit der Zeit haben die anderen auch etwas Arabisch gelernt, deshalb kann ich nicht sagen, was Orange speziell in mir gesehen hat.

Irgendwann wird Orange nach oben in den Kampf geschickt und verschwindet. Wir hören von den anderen, dass er verletzt wird. An der Art, wie sie sich um Honcho scharen, um es ihm zu erzählen, erkennen wir, dass die beiden eine enge Verbindung zueinander haben müssen, wahrscheinlich eine familiäre. Ich dachte, wir würden ihn nie wieder sehen, aber Ende Januar 2025, Monate später, kommt er wieder zu uns. Und wir sind beide froh, wirklich froh darüber, uns wiederzusehen. Er zeigt mir die Schrapnells in seinen Armen, erzählt aber nicht, was passiert ist. Ich täusche Empathie vor. Wie immer versuche ich das doppelte Spiel, das sie mit uns spielen – beziehungsweise das, was sich unter der Oberfläche tatsächlich abspielt –, zu ignorieren: ich, ein Mann, der brutal aus seinem Leben gerissen wurde, und er, ein Komplize dieses Verbrechens. Meine Gefühle mögen echt sein, aber keine Sekunde lang vernebeln sie die wahre Natur unserer jeweiligen Rollen. Wenn es hart auf hart käme, wäre jeder von uns in der Lage, den anderen zu töten. Ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, ohne Reue. Doch vorerst stelle ich diese Wahrheit nach hinten.

Monobraue kommt im zweiten Tunnel zu uns. Wie schon erwähnt, erhält er seinen Spitznamen aufgrund seiner zusammengewachsenen Augenbrauen. Er sieht deutlich älter aus als die anderen. Aus seinen

Erzählungen wissen wir, dass er früher in Israel auf dem Bau gearbeitet hat. Er spricht sogar ein bisschen Hebräisch. Monobraue ist weder sonderlich stabil noch besonders helle. Im Laufe der Zeit wird uns klar, dass er eine ernsthafte psychologische Störung hat. Es gibt Tage, an denen liegt er nur weinend im Bett, weigert sich, zu essen oder zu trinken. Das passiert vor allem in den ersten Monaten im zweiten Tunnel, wo er auch eine massive Panikattacke bekommt. Das beunruhigt wiederum die anderen Entführer, und der Doktor und das Dreieck behandeln ihn mit Medikamenten, in der Hoffnung, ihn damit ruhigstellen zu können.

Trash taucht im zweiten Tunnel auf, kurz vor Monobraue. Er ist relativ jung, gut gebaut und kräftig. Wir bekommen mit, dass er einen Sohn und eine Tochter hat. Er erhält seinen Namen, weil sich sofort abzeichnet, dass er ganz besonders grausam ist und jede Gelegenheit nutzt, uns mit seinem dreckigen Mundwerk zu beleidigen oder mit einer Handbewegung in unsere Richtung zu signalisieren, dass er uns am liebsten einen Kopf kürzer sehen würde. Ihn können wir um gar nichts bitten – und schon gar nicht um Essen. Er ist jung, aber kein Dummkopf. Er ist ein fähiger Manager, Anführer und Kommandeur. Der Anzahl und Art seiner Telefongespräche nach zu urteilen, hält er eine zentrale logistische Funktion inne. Trash ist derjenige, der mich im zweiten Tunnel brutal zusammenschlägt. Er ist über die gesamte Zeit der Gefangenschaft bei uns.

Als wir in den ersten Tunnel zurückkehren, wird Trash so etwas wie Honchos Stellvertreter oder seine rechte Hand, was – zu unserer großen Erleichterung – dazu führt, dass wir nicht mehr mit ihm interagieren. Im Kontrast zu seiner Grausamkeit uns gegenüber kommt aber plötzlich eine ganz andere Seite an ihm zum Vorschein, wenn er mit seinen Kindern telefoniert: Dann ist er sanft, aufmerksam und gefühlvoll.

Wir können fast alle ihre Telefonate belauschen. Ich höre zwar nicht besonders gut, aber mein Arabisch ist umso besser, daher bekomme ich viel von den Inhalten der Gespräche mit. Und so höre ich, wie auch die unmenschlichsten und niederträchtigsten Entführer liebevoll mit ihren Kindern reden. Ich höre, wie sie ihnen Mut zusprechen, sie beschwören, Vertrauen zu haben. Ich höre mit, wie sie ihren Familien – auch an Tagen,

an denen es keinerlei Fortschritte aus den Gesprächen für eine Waffenruhe zu vermelden gibt und sich erst recht keine Kapitulation Israels am Horizont abzeichnet – erzählen, dass der Sieg nahe ist: Haltet durch, es läuft gut, es gibt große Fortschritte.

Neben Trash ist da noch *Garbage*, der bei unserer Rückkehr in den ersten Tunnel zur Truppe der Terroristen stößt. Für seine außergewöhnliche Brutalität und seine besondere Freude an unserer Demütigung – und weil der Name Trash bereits vergeben war – nennen wir ihn »Garbage«. Einmal gehe ich an ihm vorbei zur Toilette, und er ruft mir »Schweinchen« hinterher, bricht dabei in schallendes Gelächter aus, bis das Viereck ihn zurechtweist. »Eli ist kein Schweinchen«, ermahnt er ihn. Zum Glück verlässt Garbage uns nach ein paar Monaten wieder. Eine der »guten Sachen«, für die wir in unserem Abendkreis dankbar sein können. Zunächst formulieren wir es so: »Gut, dass Garbage schon eine Woche nicht mehr hier ist.« Dann: »Zwei Wochen.« Dann: »Seit einem Monat.« Und schließlich: »Ein Glück, dass wir den los sind!«

Das *Viereck* kommt im Juni ins Team. Wir vermuten, dass er ein Offizier ist, da die anderen ihm mit größerer Ehrfurcht begegnen. Er ist sehr groß, und wir nennen ihn Viereck, obwohl nichts an ihm viereckig ist. Uns sind lediglich die Spitznamen ausgegangen. Und wenn wir schon ein Dreieck und einen Kreis haben, warum nicht auch ein Viereck?

Das Viereck bekommt irgendwann vom Dreieck das Kommando übertragen und ist fortan für unsere Verpflegung und andere grundlegende Bedürfnisse verantwortlich. Wie das Dreieck ist auch er ein schwieriger Mensch, aber er strahlt eine gewisse Vertrauenswürdigkeit aus und vermittelt das Gefühl, dass alles unter Kontrolle ist. Wenn er anwesend ist, herrscht Ordnung. Keine Geisel, und auch kein Terrorist, wagt es, aus der Reihe zu tanzen. Und das Viereck steckt uns auch hin und wieder Lebensmittel zu, wenn niemand hinschaut. Manchmal wirft er eine Pita über die Trennwand, ein echter Rettungsring. Einmal bringt er uns eine einzige Schüssel mit Nudeln, eine kümmerliche Tagesration für vier Männer, fischt dann aber heimlich noch eine Scheibe Pita aus seiner Hosentasche. Ein anderes Mal schmuggelt er eine Packung Erdnussbutter

aus einem UN-Hilfspaket zu uns. (Nicht, dass wir jemals direkt etwas von der UN bekommen hätten.) Diese winzigen Krumen Schmuggelware bedeuten die Welt für uns.

Über das Leben vom Viereck wissen wir nicht viel, aber wir bekommen mit, dass er eines Tages jemanden verliert, der ihm sehr nahegestanden hat, denn die anderen errichten im Tunnel ein Trauerzelt für ihn und sitzen bei ihm, um zu kondolieren. Sehen können wir nicht, was im Zelt vor sich geht, aber wir hören ihre Beileidsbekundungen und riechen ihren Kaffee, ihren Tee, ihre Süßigkeiten. Das Ganze dauert zwei Tage. Wir sagen nichts zu ihm.

Das sind nicht die einzigen Kidnapper. Da ist noch der Elektriker, der auftaucht, als wir zum ersten Tunnel zurückkehren. Wie der Name schon sagt, ist er für die Stromversorgung zuständig. Er sieht jünger aus als die anderen. Anfangs können wir ein ganz gutes Verhältnis zu ihm aufbauen. Es gelingt uns, ihn zu überzeugen, uns zusätzliches Essen zu bringen. Aber schon bald nimmt er sich Trash und Garbage zum Vorbild und wird aggressiv und boshaft.

Es gibt auch noch *Sugar*, einen untersetzten Mann, der anscheinend die Oberaufsicht bei unserem zweiten Aufenthalt im ersten Tunnel innehat. Wir nennen ihn Sugar, weil sein arabischer Name – bzw. der Name, mit dem die anderen ihn ansprechen – Abu Zaki lautet, und »zaki« bedeutet auf Arabisch »lecker«. Er referiert pausenlos über die Lebenshaltungskosten da draußen und hält das Viereck und das Dreieck über die Preise für Grundnahrungsmittel auf Märkten und in Geschäften auf dem Laufenden. Er scheint verantwortlich für Verpflegung und Bevorratung zu sein, denn er und der Elektriker verschwinden regelmäßig, manchmal für ein oder zwei Tage, nach oben an die Erdoberfläche. Wenn wir ihn allein antreffen, können wir ihn um Dinge bitten, die er uns dann von draußen mitbringt, aber wenn er mit anderen zusammen ist, wird er hochmütig und grausam. Wie alle.

Da ist auch noch der Doktor – auch er gehört zum Trupp unserer Entführer und ist so etwas wie ein hauseigener Sanitäter. Vielleicht ist er auch tatsächlich ein ausgebildeter Arzt, ich weiß es nicht. Jedenfalls wird er

gerufen, wenn es medizinische Probleme gibt.

Unsere Entführer gehen davon aus, dass wir alles mithören. Wenn wir still sind, denken sie, dass wir sie belauschen. Das erkennen wir daran, dass sie dann manchmal in den Flüsterton wechseln. Dann wieder, im Wissen, dass wir mithören, sagen sie absichtlich Dinge, von denen sie eigentlich nicht wollen können, dass wir sie hören, nur um uns zu verwirren. Aber die meiste Zeit reden sie einfach miteinander. Und wir hören tatsächlich zu. So können wir sie studieren. Nicht, weil wir neugierig sind, sondern weil wir versuchen zu überleben. Und unser Überleben hängt davon ab, wie gut wir sie einschätzen können, davon, dass wir in der Lage sind, eine scheinbar gute Beziehung zu ihnen aufzubauen, zu wissen, wen wir um was bitten können, wer uns Informationen darüber, was draußen vor sich geht, weitergibt. Informationen sind ein so wertvolles Gut, besonders, wenn man in einer solch erdrückenden Finsternis gefangen ist. Wenn ich sie belausche und mitbekomme, wie sie miteinander am Telefon sprechen, gewinne ich den Eindruck, dass sie alle zum selben *hamula* gehören, zum selben Clan, oder zumindest aus derselben Nachbarschaft kommen. Ich erkenne es an dem herzlichen Ton, der Warmherzigkeit, an der Vertrautheit, in der sie am Telefon auch mit Verwandten von anderen aus der Gruppe sprechen.

Informationen zirkulieren niemals frei. Auch wenn sie entspannt und relativ redselig sind, bleiben unsere Entführer immer auf der Hut. Das spüren wir. Sie sind sehr darauf bedacht, keine persönlichen Details auszuplaudern. Wo sie wirklich leben. Wie alt sie sind. Über ihre Familien. Von dem, was sie uns erzählen, dürfen wir nichts für bare Münze nehmen. Manches aus ihren Geschichten erzählen sie immer wieder anders. Deshalb kann ich nie sicher sein, ob das, was ich meine, über sie zu wissen, auch wirklich stimmt.

Und doch gibt es Dinge, die ich aufschnappe und herausfinde. Ich höre zum Beispiel die Verzweiflung aus ihren Stimmen heraus, selbst in Augenblicken der Euphorie. Ich erkenne, dass sie Jahre der Gehirnwäsche und der Ahnungslosigkeit als Ballast mit sich herumschleppen. Dass sie eigentlich nicht viel wissen. Über uns – oder über die Welt. Dass ihre Überzeugungen mitunter geradezu naiv sind. Wenn sie etwa über den

Beschuss und die Raketenangriffe der Hisbollah im Norden Israels sprechen und überzeugt sind, dass Israel bald, *wartet's nur ab*, in die Knie gezwungen wird. *Wartet nur*. Dann schaue ich sie ungläubig an und frage mich, wie zur Hölle sie das alles glauben können.

Alle unsere Entführer haben Mantras, die sie endlos wiederholen. Manche mehr, andere weniger. Aber an einige Dinge glauben sie alle und verkünden sie im Brustton der Überzeugung: Der Islam ist der einzig wahre Weg, und das Land gehört ihnen – *das ganze* Land, alles, was sie als Palästina bezeichnen. Ob nun das Grenzgebiet zu Gaza oder Ostjerusalem, Akko oder Tel Aviv oder Beit Sche'an: Für Juden gibt es hier keinen Platz und so etwas wie ein Staat Israel existiert gar nicht. Sie werden im Krieg gegen uns nicht einlenken, bis wir alle unsere Sachen packen und in die Länder zurückgehen, aus denen wir gekommen sind, bis sie auch den letzten Zentimeter Land erobert haben. Manchmal spüren wir, dass sie uns hassen, nur weil wir Juden sind. Wir hören, wie sie uns voller Abscheu und Verachtung als »jüdische Schweine« verhöhnen. Manche von ihnen sind extremer, oder vielleicht auch nur ehrlicher, wenn sie sagen, dass ihre Mission nicht auf dem Territorium zwischen Jordan und Mittelmeer endet. Sie träumen von einem islamischen Weltreich. In ihren Köpfen existiert nicht nur Israel nicht – es gibt auch kein Frankreich, kein Großbritannien, kein Schweden. Alle Länder sollen Teil des muslimischen Weltreichs werden.

Wie wir, erfinden auch sie Spitznamen. Das ist eine der vielen Möglichkeiten, uns zu demütigen und sich auf unsere Kosten zu amüsieren. Anfangs nennen sie mich »Ramadan«, bis ihnen aufgeht, dass Ramadan eigentlich etwas Positives ist und ich diesen Namen nicht verdiene. Also wechseln sie zu »Abbas«, nach Mahmud Abbas, dem Präsidenten der palästinensischen Autonomiebehörde und Parteivorsitzenden des Rivalen, der Fatah-Partei, den sie zutiefst verachten. Sie haben es sich zur Regel gemacht, ausnahmslos jeden zu hassen, der nicht hundertprozentig auf ihrer Linie ist. Es gibt nur Schwarz oder Weiß für sie. Wer nicht bedingungslos an ihrer Seite steht, ist ihr Feind. So sprechen sie sowohl über die palästinensische Autonomiebehörde als auch über den ägyptischen

Präsidenten as-Sisi. Or erhält den Spitznamen »Sa'id«, Elia nennen sie »Iyad« und Alon »Adel«.

Wenn ich in den Waschraum gehe, kann es passieren, dass sie mich plötzlich fragen: »*Schu ismak?*« *Wie heißt du?*

»Eli.«

»Nein! Du bist Abbas!« Und dann brüllen sie vor Lachen.

Monatelang schwanken sie zwischen Tagen der Verzweiflung und Tagen der Hoffnung. So wie wir. Wenn es Fortschritte bei den Verhandlungen über eine Waffenruhe zu geben scheint, sind sie gelassener und hoffnungsvoller. Und wenn die Gespräche zu stocken scheinen und der Krieg eskaliert, werden sie verzweifelter und gereizter. Vor allem der August, September und Oktober machen etwas mit ihnen. Nach ihrer anfänglichen Begeisterung über die Angriffe der Hisbollah und Irans Intervention wirken sie zunehmend zermürbt auf uns. Ihre Erschöpfung wächst. Das hindert sie zwar nicht daran, uns weiterhin auszuhungern und zu demütigen oder, ach ja, als Geiseln gefangen zu halten, in Fesseln, leidend, in einem Tunnel. Aber es lässt ihre eigenen Probleme sichtbarer werden.

10 Der Oktober 2024 ist, wie schon der September und der August, ein sehr schwieriger Monat für uns. Unser Hunger wird immer stärker, unsere Bedingungen immer schlechter, unsere Zelle immer verdreckter, der Gestank immer unerträglicher. Unsere Entführer erlauben uns nicht, sie zu reinigen, obwohl es sie sogar selbst stört. Sie sind erkennbar vorsichtig, sich uns zu nähern, uns zu berühren oder auch nur an uns vorbeizugehen. Sie fürchten, dass unser Gestank an ihnen haften bleibt, dass sie sich irgendeine Krankheit einfangen könnten, die wir uns vielleicht zugezogen haben. Nach mehreren Tagen der Euphorie und der »*Allahu Akbar*«-Rufe, an denen wir erkennen, dass etwas Schlimmes in Israel passiert, kommen nun Tage, an denen sie sichtlich niedergeschlagen und bedrückt sind. Wir vermuten, dass ihr naiver Glaube, Israel könne in die Knie gezwungen werden, von der Hisbollah oder von wem auch immer, brüchig wird. Vielleicht ist auch die Unterstützung, die sie erhalten haben, verpufft. Wie dem auch sei, sie

werden zunehmend müde und ungeduldig.

Wie schon beim letzten Mal haben unsere Entführer hier einen Fernseher. Manchmal schnappen wir Nachrichten auf; manchmal gelingt es uns, etwas aus ihnen herauszubekommen oder sie durch die Wand zu belauschen. Im November kriegen wir mit, wie sie über die anstehenden US-amerikanischen Präsidentschaftswahlen reden. Zu unserer Überraschung hoffen unsere Entführer auf einen Sieg für Trump. Anfangs verstehen wir nicht, warum. Wir selbst haben große Sorge, dass eine Rückkehr von Trump ins Weiße Haus zu einer Eskalation des Krieges führen könnte. Doch bald verstehen wir ihre Gedanken. Sie wollen einen Kurswechsel. Sie haben die Nase voll von Biden und hoffen, dass Trump irgendwie den Schalter umlegen kann und einen Deal erzwingt.

Unsere Kidnapper blicken gespannt auf die anstehenden US-Wahlen, und also tun wir es auch. Als die Umfragen immer deutlicher einen Sieg für Trump vorhersagen, steigt ihre Laune. Unterdessen erhalten sie Berichte über die Lage da draußen: abendliche Berichte über die Gefallenen, aktuelle Informationen über die heftigen Kämpfe, die, so viel wissen wir, woanders im Gazastreifen toben. Trumps Wahlsieg stimmt sie froh und hoffnungsvoll, sie fangen an, die Tage bis zu seiner Inauguration herunterzuzählen. Die Stimmung dreht sich. Das haben wir schon einmal erlebt, als die Gerüchte über Verhandlungen unsere Entführer besänftigten und ihnen Hoffnung machten. Das geschieht jetzt wieder. Wir spüren die wachsende Euphorie. Sie sehen eine Chance, dass Verhandlungen dieser ganzen jämmerlichen Geschichte ein Ende setzen werden.

Während unsere Bäuche leer bleiben und unsere Körper der extremen Schwächung nichts mehr entgegenzusetzen haben, ist der Tunnel gefüllt mit optimistischen Spekulationen. Wir puzzeln alle Informationsschnipsel zusammen und kommen zu dem Schluss, dass etwas vor sich geht. Es stimmt, es gibt tatsächlich Verhandlungen. Im Januar, mit Trumps Vereidigung, werden die Konturen schärfer. Unsere Entführer beginnen offener zu reden. Sie sprechen von einer Delegation, die nach Kairo und anschließend nach Katar reist, wo mit Hamas-Vertretern verhandelt und über den Preis gefeilscht wird. Dann hören wir zum ersten Mal Zahlen:

dreiunddreißig Geiseln, zweiundvierzig Tage. Immer wieder dieselben Zahlen. Dreiunddreißig. Zweiundvierzig. Die Stimmung ist ansteckend. Aber wir sind zurückhaltend. Inzwischen sind wir unserer eigenen Analysen und Mutmaßungen überdrüssig geworden und versuchen, nüchterner zu sein, einen kühlen Kopf zu bewahren. Und wir versuchen, uns nicht in die Irre führen zu lassen. Die ganze Zeit sage ich mir – und warne auch die anderen: *Das ist Hamas!* Es ist immer noch die Hamas, mit der wir es hier zu tun haben. Man kann nie wissen, was wahr ist und was nicht. Bis wir in Händen der IDF sind, ist nichts, und ich meine *nichts*, wirklich sicher.

Aber wir haben noch Hoffnung. Viel Hoffnung. Eines Tages hören wir Pfeifen, Jubelrufe und ein freudiges Hupkonzert im Fernsehen. Der Korrespondent berichtet vor Ort, nicht aus dem Studio. Das ist ungewöhnlich. Es bedeutet, dass etwas vor sich geht. Ich sage zu Alon, Or und Elia: »Das klingt so, als würden sie die Freilassung ihrer Gefangenen feiern, ich erinnere das aus früheren Deals.« Wir begreifen, dass es vermutlich jetzt losgeht. Dass es einen Deal gibt. Dass es tatsächlich passiert.

Da es in unserer Gegend schon seit Monaten keine Gefechte mehr gegeben hat, haben wir die üblichen Anzeichen, wie zum Beispiel das Aussetzen der Bombenangriffe, nicht wahrgenommen. Die einzigen Hinweise darauf, was da draußen vor sich geht, haben wir aus der fragmentarischen Fernsehberichterstattung und aus dem, was unseren Entführern hier und da herausgerutscht ist. Das ist alles, mehr nicht.

Ende Januar betritt eine uns nicht bekannte Person unseren Tunnel. Aus seiner Art zu sprechen, und vor allem daraus, wie alle um ihn herumstehen und an seinen Lippen hängen, schließen wir, dass es sich um einen hochrangigen Hamas-Offizier handelt. Noch höher in der Hierarchie als Honcho. Damit verdient er sich den Spitznamen *Maximus*. Er sitzt bei unseren Entführern, in ihrem Bereich. Wir können ihn nicht sehen, nur hören. Über viele Stunden gibt er ihnen Anweisungen und Erläuterungen. Der Befehlston ist unverkennbar, auch wenn er so leise spricht, dass wir nichts verstehen. Stunden später geht er wieder. Am nächsten Tag taucht er

erneut auf, dieses Mal am Nachmittag. Wieder sitzt er bei ihnen, und wieder können wir die Anspannung spüren, die seine Anwesenheit auslöst. Wir vermuten, dass er nicht zu uns kommen wird, dass wir uninteressant für ihn sind. Aber dann, um Mitternacht, erscheint er plötzlich in unserer Zelle.

Das Dreieck und der Kreis, die mit ihm gemeinsam eintreten, befehlen uns sofort, uns mit dem Gesicht zur Wand zu stellen. Unser Angstpegel rauscht schlagartig in die Höhe. Wir rechnen damit, dass sie uns einer weiteren Durchsuchung oder einer erneuten Demütigung unterziehen wollen. Maximus steht im Eingang. Er kommt auf uns zu und betrachtet die Fesseln, die seit über einem Jahr in unsere Beine schneiden. Er befiehlt, sie sofort zu entfernen. Das Dreieck beeilt sich, die Schlüssel zu holen, und beginnt, die Schlösser aufzuschließen, eins nach dem anderen. Als er meins aufschließt, bemerke ich, dass seine Hände zittern. Er hat Angst vor Maximus. Als die Fesseln abgenommen sind, gehen wir auf Maximus zu, der nun fragt, ob es uns gutgeht, wie es hier ist und ob wir gut behandelt werden. Das Dreieck und der Kreis stehen daneben. Natürlich antworten wir, dass alles bestens ist, dass wir perfekt versorgt sind und es uns an nichts fehlt. Er blickt skeptisch. Dann teilt er uns mit, dass es bald einen Deal geben wird. Ich bin überzeugt: Wenn er hier ist und uns die Fesseln abnehmen lässt, dann wird es nicht nur bald einen Deal geben, dann steht er unmittelbar bevor. Maximus schaut sich in unserer verdreckten Zelle um und befiehlt uns, sie zu reinigen. Bevor er geht, weist er unsere Entführer noch an, uns etwas zu essen zuzubereiten. Es ist Mitternacht. Wir setzen uns, ausgehungert, wie wir sind, und essen warme Nudeln und Pita mit Erdnussbutter. Es ist das erste Mal seit Ewigkeiten, dass wir innerhalb von vierundzwanzig Stunden eine zweite Mahlzeit erhalten.

Auch nachdem Maximus weg ist, bekommen wir deutlich mehr zu essen. Er muss ihnen klare Anweisungen gegeben haben. Offensichtlich war es wichtig für ihn, dass wir richtig essen; ein weiteres Anzeichen dafür, dass gerade ein Deal verhandelt wird. Drei Tage später taucht er noch einmal auf, nun in Begleitung einer Person, die sein Assistent zu sein scheint. Dieser Gehilfe, den ich bei mir den *Trompeter* nenne, ist sein Dolmetscher. Maximus befiehlt den anderen Entführern zu gehen und setzt sich zu uns in

unsere Zelle, allein, nur der Trompeter ist an seiner Seite.

Nachdem die Entführer weg sind, fordert er den Trompeter auf, uns auf Hebräisch zu fragen, wie es uns wirklich geht, wie unsere Entführer uns die ganze Zeit behandelt haben, wie viel man uns zu essen gegeben hat. Er fordert den Trompeter auf, nachdrücklich zu betonen, dass er unsere Entführer extra weggeschickt hat, damit wir frei reden können.

Da ich Arabisch spreche, fällt mir auf, dass der Trompeter nicht alles übersetzt. Er sagt nur: »Der Kommandeur möchte wissen, wie es euch geht und dass ihr ihm erzählt, wie es euch hier ergangen ist.« Natürlich halten wir die Farce aufrecht und berichten, dass alles in Ordnung ist, lügen, dass niemand uns jemals misshandelt hat und dass wir gut versorgt werden. Ich glaube schon, dass er kapiert, dass wir lügen. Aber er hakt nicht nach.

Das Gespräch kommt in Gang. Er möchte etwas über uns erfahren, uns besser kennenlernen. Wir erzählen, wer wir sind, wie wir heißen, wo wir herkommen. Er fragt uns viel nach dem 7. Oktober. Alon, Or und Elia erzählen vom Nova-Festival, dem Raketenbunker, den Gewehrsalven, den Leichen, ihrer Entführung. Or und Elia erzählen von ihren Partnerinnen, von denen sie nicht wissen, ob sie noch am Leben sind. Ich erzähle von Be'eri, dass ich von Lianne und meinen Mädchen getrennt wurde, dass der Kibbuz in Flammen aufging. Irgendwann sagt er zu mir: »Ich bedaure den 7. Oktober.«

Wir schauen uns irritiert an. Er *bedauert* den 7. Oktober? Was denn genau? Bedauert er, dass sie ihn *begangen* haben? Bedauert er *uns*? Jetzt wird es wirklich skurril. Ich bin mir sicher, dass er nur vorgibt, unser Leid anzuerkennen – und dass er keine Sekunde bereut, was sie uns angetan haben.

Später erzählt er uns über den Trompeter, dass er schon zweimal den Versuchen der IDF, ihn zu töten, entronnen ist. Wir täuschen Empathie vor. Daran haben wir uns längst gewöhnt: Wir nicken zustimmend und murmeln Phrasen wie »ja, Krieg ist schrecklich«. Damit er denkt, dass wir seinen Schmerz spüren. Dass wir ihn verstehen.

Maximus hat noch viele weitere Fragen an uns, die über eine kurze Vorstellung und unsere Geschichten vom 7. Oktober hinausgehen. Wir aber

haben uns schon lange vor seinem Besuch darüber verständigt, bei Befragungen immer nur kurz und knapp zu antworten. Wir können nicht einschätzen, was sie gerade herauszufinden versuchen, nicht ahnen, welche Art von Antworten etwas preisgeben und sie veranlassen könnten, uns noch länger festzuhalten oder zu foltern, um an Informationen zu gelangen, die sie für wertvoll halten. Es ist besser, nur kurze Antworten zu geben. Das versuchen wir nun bei Maximus. Wir geben keine Antworten, die zu weiteren Fragen einladen.

Er verbringt mehrere Stunden mit uns. Wir vergessen nicht, uns mehrfach dafür zu bedanken, dass er unsere Fesseln entfernen ließ – und auch für die extra Mahlzeiten. Nicht nur, um ihm den Respekt zu erweisen, den er von uns erwartet. Wir meinen das ernst. Es ist wirklich eine große Erleichterung. Ginge es nach unseren Entführern, würden sie uns bis zum Moment unserer Freilassung hungrig und in Fesseln lassen.

Am 1. Februar 2025 taucht Maximus wieder auf. Dieses Mal bringt er einen Laptop mit. Gemeinsam mit dem Trompeter betritt er unsere Zelle und klappt den Computer auf. Er hat auch eine Tüte mit USB-Sticks dabei. Einen davon steckt er in den Laptop und ruft mich zu sich. Ich sehe Fotos auf dem Bildschirm. Offensichtlich von anderen Geiseln. Maximus fordert mich auf, mich selbst und jeden, den ich erkenne, zu identifizieren. »Fünfundzwanzig sind am Leben, acht sind tot«, sagt er. Völlig beiläufig, wie man so etwas eben sagt.

Ich betrachte ihre Gesichter. Es ist eine emotional hochgradig aufgeladene Situation für mich. Ich sehe junge Frauen, die ich nicht kenne, einige ältere Menschen, eine junge Frau mit einem rothaarigen Kleinkind und einem kleinen rothaarigen Baby, ein Mädchen. Zumindest halte ich es für ein Mädchen. Ich zeige sofort auf das Baby und frage ihn: »Ihr habt ein Baby entführt?«

»Nein«, erwidert er. »Das Baby wurde in Gefangenschaft geboren.«

Ich starre ihn an. »Dann habt ihr eine schwangere Frau entführt?«

Keine Antwort.

Ich schaue in das Gesicht der jungen Frau, in die Gesichter des Kleinkinds und des Babys. *Was machen sie in Gefangenschaft? Wer entführt eine*

schwängere Frau? Wer entführt ein Kind? Was zur Hölle?

Unter den vielen Gesichtern, die mich aus dem Bildschirm anblicken, entdecke ich Tal Shoham und Ohad Ben-Ami, sie sind Nachbarn von mir aus dem Kibbuz Be'eri. Ob sie noch am Leben sind, weiß ich nicht. Ich erkenne auch mich selbst auf einem Foto, ein Bild aus anderen Zeiten, es zeigt mich moppelig, glücklich und gesund. Or entdecke ich auch. Elia kann ich nicht finden, bis er selbst auf eines der Fotos zeigt und sagt, das sei er. Ich schaue ihn an, schaue wieder auf das Foto. Er ist nur noch ein Schatten seiner selbst.

Im Anschluss an diese Gegenüberstellung klärt uns Maximus mithilfe des Trompeters über die Details unserer Freilassung auf. »Du«, er zeigt auf mich, »und du«, jetzt zeigt er auf Or, »ihr werdet am 8. Februar freigelassen.« Dann zeigt er auf Elia: »Du kommst am 1. März raus.« Zuletzt zeigt er auf Alon: »Und du sollst am 8. März freikommen, aber das betrifft die Phase 2, die noch nicht unterzeichnet wurde.«

Ich schaue Alon an. Sehe, wie alle Farbe aus seinem Gesicht weicht. Er wird blass, beginnt zu zittern. Nachdem Maximus gegangen ist, bricht Alon zusammen. Er ist völlig aufgelöst, kann kaum sprechen. Seine größte Angst, der Albtraum, allein hier zurückgelassen zu werden, wird wahr. Er soll als Letzter rauskommen. Sein Leben hängt an einem Deal, der noch nicht mal unterzeichnet wurde. Dass er, wenn wir lange schon weg sind, noch immer hier festsitzen wird, ist ein absolut realistisches Szenario. Er kann sich nicht beruhigen. Ich sitze neben ihm, reiche ihm Wasser, halte ihn. Suche nach Worten, die ihm Kraft und Trost spenden. Nach irgendetwas, das ihm hilft zu atmen.

Unterdessen haben Or und Elia Mühe, ihre Freude über ihre bevorstehende Freilassung zu verbergen. Als Alon zur Toilette geht, spreche ich sie an, ich bin aufgebracht. »Könnt ihr nicht sehen, was er gerade durchmacht? Er wird gleich umkippen vor Angst.« Sie verstehen. Sie entschuldigen sich. Ich unterdrücke auch meine eigene Aufregung, nicht nur aus Rücksicht auf Alon, sondern auch, weil ich es noch gar nicht an mich heranlasse. Nicht, bis ich diesen Zaun hinter mir gelassen habe und zu Hause bin. Noch kann alles schiefgehen. Das ganze Ding kann in sich

zusammenfallen. Es wird wirklich ernst, und mein Vertrauen in die Hamas oder alle Menschen um uns herum beträgt exakt null.

Ich mache mir große Sorgen um Alon. Diese Tage sind entsetzlich für ihn. Tage voller Tränen, Angst und Finsternis. Für den Rest von uns vergeht die Zeit jetzt zäh. Wenn man etwas kaum erwarten kann, fühlt sich jede Minute wie eine Stunde an, jeder Tag wie eine Ewigkeit. Ich sitze so viel wie möglich bei Alon. Es tut weh, ihn anzuschauen. Ich weiß nicht, wie es mir an seiner Stelle ginge, in welchen Strudel der Verzweiflung ich hineingerissen würde. Es gelingt mir, ihn ein bisschen zu beruhigen, ihm zumindest einen winzigen Hoffnungsschimmer zu geben, dass alles gut werden wird. Dass auch er hier rauskommen wird.

—

4. Februar. Morgens. Maximus bringt uns neue Jogginganzüge und Schuhe und sagt uns, wir sollen sie für den Moment beiseitelegen. Am Abend, nach dem Essen, fordern er und das Dreieck mich und Or auf, die neuen Kleider anzuziehen und unsere Sachen zusammenzupacken. Wir verlassen diesen Ort.

Or und ich sind überrascht. Wir wissen, dass wir am Samstag freigelassen werden sollen – warum also bringen sie uns schon heute von hier weg, am Dienstag? Und wohin? Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie uns in diesem Zustand freilassen, so dreckig und unrasiert, wie wir sind. Vielleicht bringen sie uns in ein richtiges Haus, wo wir uns waschen können? Aber warum so früh? Wir ziehen unsere Jogginganzüge und die neuen Schuhe an. Es ist das erste Mal seit unserer Ankunft in Gaza, dass wir Schuhe tragen. Die ganze Zeit über waren wir barfuß. Außer wenn wir zur Toilette gegangen sind, dafür haben wir alle immer meine Hausschuhe angezogen, die inzwischen völlig hinüber sind.

Zeit, sich zu verabschieden. Erst von Elia, dann gehe ich hinüber zu Alon. Wir schauen uns einen Moment lang in die Augen, bevor wir uns umarmen. Noch einmal wiederhole ich die Worte, die ich während der gesamten Zeit unserer Gefangenschaft immer wieder zu ihm gesagt habe: »Du bist stark. Du kannst das. Du schaffst das. Du kommst hier raus.« Alon schluchzt die

ganze Zeit, kann nicht reden. »Sobald ich hier raus bin, werde ich deine Eltern ausfindig machen«, verspreche ich ihm. »Ich werde mit ihnen reden, ihnen alles über dich erzählen. Ich werde für dich kämpfen, Alon. Ich werde dich nicht vergessen. Du kommst hier raus. Du bist der Nächste. Daran musst du glauben.« Ich wiederhole es wieder und wieder, er bringt weiterhin kein Wort heraus. Nur ein leises Schluchzen.

Schließlich muss das Dreieck mich von Alon losreißen, und er schiebt mich, gemeinsam mit Or, in den Gang. Or und ich gehen jetzt durch den Tunnel. Begleitet werden wir von Honcho und Smiley. Wir gehen weiter bis zu einer Leiter am Fuß eines Schachts – es ist nicht derselbe Schacht, durch den wir hineingekommen sind. Aber noch ist es nicht so weit, Smiley und Honcho weisen uns an, hier stehen zu bleiben und zu warten. Nachdem wir uns vorher so beeilen sollten, stehen wir jetzt fast eine Stunde unter dem Schacht und warten. Schließlich beginnen sie mit dem Aufstieg, ganz langsam, wir folgen ihnen.

Als wir durch die Falltür klettern, erkenne ich, dass wir in einem Haus sind. Es ist dunkel, aber es scheint ihr Hauptquartier zu sein. Ich weiß von einem Haus, in dem Honcho und Trash immer ihre Angelegenheiten regelten, das hier muss es sein. Honcho, Smiley und Trash – der schon vor Ort ist – führen uns nach draußen und schieben uns hastig in ein Auto.

Wie immer, wenn wir draußen sind, habe ich Angst. Die Straßen sind nicht leer. Obwohl es mitten in der Nacht ist, sind einige Menschen unterwegs. Da die Waffenruhe in Kraft ist, herrscht geschäftiges Treiben. Ich habe Sorge, dass uns jemand entdecken könnte. Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich am 7. Oktober beinahe gelyncht worden wäre. Wie der rasende, zorngefüllte Mob mich in Stücke reißen wollte und die Hamas-Terroristen große Mühe hatten, mich wieder herauszuziehen. Die Autofenster sind verdunkelt, und unsere Entführer befehlen uns, die Kapuzen aufzulassen und die Köpfe zu senken, damit uns niemand sehen kann. Zusammengekauert sitzen wir auf der Rückbank, und das Auto fährt los. Trash ist der Fahrer, Smiley sitzt neben ihm.

So viele Fragen rasen mir durch den Kopf. Wohin fahren wir? Was ist der Plan? Was geschieht als Nächstes? Was haben sie vor? Was genau wird

zwischen heute und Samstag passieren? Ich schließe meine Augen und konzentriere mich ausschließlich auf meinen Willen, auch dies noch durchzustehen – ich will, dass es aufhört, dass es nur endlich vorbei ist. Wie schon in den ersten Tagen meiner Gefangenschaft, damals, vor mehr als 480 Tagen, konzentriere ich mich darauf zu überleben.

Eine weitere Minute zu überleben.

Nur noch einen Augenblick.

Wir haben es fast geschafft.

Die Fahrt dauert eine Stunde. Ich sehe nur den Fahrzeugboden, er holpert auf den unbefestigten Straßen Gazas auf und nieder. Das Auto biegt rechts ab, dann links, dann wieder rechts, wieder links. Mir scheint, dass wir trotz der langen Fahrt nicht wirklich weit von unserem Ausgangspunkt entfernt sind. Die vielen Kurven deuten darauf hin, dass die Straße voller Schlaglöcher ist, was das Vorankommen erschwert. Irgendwann merke ich, dass das Auto auf eine Schnellstraße auffährt, und nur wenige Minuten später halten wir an.

Smiley öffnet die Tür und frische Luft strömt herein. Ich kann das Meer riechen. Ein paar Minuten später holt er mich aus dem Auto, Honcho greift sich Or. Einen Augenblick lang stehen wir draußen. Plötzlich nehme ich winzige Tröpfchen wahr, Regentropfen, die auf unsere Köpfe fallen. So lange habe ich keinen Regen auf der Haut gespürt. Tief atme ich die feuchte Luft ein.

Nach einer kurzen Wartezeit führen uns Smiley und Honcho durch die Dunkelheit, bis wir ein weiteres Auto und mehr Menschen hören. Sie übergeben uns dieser neuen terroristischen Zelle und gehen. Ich sehe sie nie wieder. Über ein Jahr lang waren wir zusammen, aber wir verabschieden uns nicht. Ich nicht, sie auch nicht. Sie sind mir völlig gleichgültig. Egal, was ich über sie weiß, worüber wir uns unterhalten haben, wie gut wir einander auch kennen mögen – sie sind immer noch Hamas-Terroristen. Ihre Aufgabe war es, mich und die anderen unter diesen furchtbaren Bedingungen gefangen zu halten. Uns unsere Freiheit zu nehmen. Unsere Leben. Und sie kümmern mich einen feuchten Dreck.

Wir werden in ein anderes Auto gesteckt. Bevor sie uns Augenbinden

anlegen, fällt mir noch auf, dass es kein Nummernschild hat. Dann drücken sie unsere Köpfe herunter und fahren los. Das Autoradio läuft. Ich höre Musik, dann die Nachrichten, kann aber nicht verstehen, worüber berichtet wird. Nach den Nachrichten kommt Werbung. Eine davon, so viel kriege ich mit, ist von einem Baklava-Geschäft.

Nach kurzer Fahrt hält das Auto an. Unsere neuen Entführer ziehen uns heraus. Es regnet immer noch leicht. Sie führen uns voran. Ich kann Plastikflaschen und Schutt unter meinen Füßen spüren, als würden wir über eine Müllhalde laufen. Dann wird das Gelände hügelig, ich merke, dass wir hoch- und runterlaufen. Da sie uns die Augen verbunden haben, gehen wir langsam. Der Hang, den wir hinuntergehen, verengt sich immer weiter, bis wir Wände spüren und der Tunnel uns umschließt. Ich verstehe nicht. Ein weiterer Tunnel? Schon wieder? Wo führen sie uns hin?

Erst als wir tief im Tunnel sind, nehmen sie uns die Augenbinden ab, damit wir schneller gehen können. Ich schaue mich um. Wir sind in einem unterirdischen Gang. Sofort wird offensichtlich, dass dieser Tunnel ganz besonders heruntergekommen ist. Die Wände sind nackt. Nicht einmal betoniert. Keine Fliesen. Nur blanke Erde. Ich sehe Mäuse um uns herumhuschen. Ratten. Kakerlaken. Nichts, was uns von der tiefschwarzen Erde trennt. Hin und wieder kommen wir an eine Kreuzung, die mit Sandsäcken abgesteckt ist. Schließlich erreichen wir eine Art Höhle. Kein Fußboden, keine Wände, kein Strom. Einer der neuen Terroristen – er scheint ihr Kommandeur zu sein – deutet auf eine Ecke und sagt: »Hier schlaft ihr heute Nacht.« Wir schauen uns um. Es ist der dreckigste Ort von allen, an denen wir festgehalten wurden. Das Einzige, was diesem Raum so was wie eine Struktur gibt, ist die Sandsackabtrennung am Eingang, die uns von den anderen separiert. »Wenn ihr eine Toilette braucht«, sagt er noch zu uns, »grabt euch ein Loch in die Ecke und erledigt es dort.«

Or und ich gucken uns ungläubig an, wir sind verwirrt. Warum mussten wir vier Tage früher aufbrechen und hierherkommen? Sie bringen uns zwei modrig riechende Matratzen und befahlen uns zu schlafen. Wir versuchen einzuschlafen, unsere Augen zu schließen und Ruhe zu finden, trotz des widerlichen Gestanks, der ekelhaften Insekten und dem ganzen Ungeziefer,

das auf uns und um uns herum krabbelt.

In dieser Nacht träume ich von meinen Geschwistern. Der Traum kommt wie aus dem Nichts. Ich träume von Sharon, von Osnat, von Yossi, von Hila. Ich erinnere keinen einzigen Traum in den Hunderten von Nächten, die ich hier verbracht habe, ganz sicher keinen, in dem sie aufgetaucht wären. Vielleicht habe ich es nicht zugelassen, so tief in meiner Sehnsucht zu versinken. Vielleicht habe ich sie nicht in meine Nächte hineingelassen. Und nun, da ich möglicherweise kurz vor meiner Freilassung stehe, erscheinen sie mir plötzlich im Traum. Plötzlich umarme ich sie. Plötzlich sind sie da. Meine Geschwister!

Ich schrecke auf, mein Herz klopft. Über mir die verdichtete, blanke Erde. Neben mir Or, er schläft tief und fest. Ich liege auf der Seite und versuche, in den Traum zurückzukehren.

Vierundzwanzig Stunden lang sind Or und ich allein in diesem neuen Tunnel mit unseren neuen Entführern – eine Gruppe mit einem Kommandeur, der kommt und geht, und zwei Bewachern. Wir erleichtern uns in eine kleine Grube, die wir in einer Ecke gegraben haben. Wir verstehen immer noch nicht, warum wir hier sind. Warum wir ausgerechnet hier gelandet sind und nicht irgendwo, wo wir uns vor unserer Freilassung waschen können. *Was soll das alles?*, fragen wir uns. Vielleicht ist in letzter Sekunde doch noch etwas schiefgelaufen? Vielleicht gibt es überhaupt keinen Grund.

Der letzte Tunnel – mit seinen Toiletten, Decken, Kissen, Bodenfliesen und Keramikwänden – erscheint uns nun im Vergleich wie das reinste Glamping-Erlebnis. Unsere Bewacher reden nicht viel mit uns, aber sie machen auch keine Anstalten, uns zu demütigen oder anzuschreien. Wir bekommen vergleichsweise viel zu essen. Viel Pita. Sie sorgen dafür, dass wir gut essen. Zu den Pitas gibt es Halwa, Käse und *ful*-Bohnen. Wir sind froh über unsere neuen Jogginganzüge, denn es ist kalt und klamm in diesem Tunnel. Decken haben wir keine.

Der Kommandeur, der uns am Dienstagabend am Auto übernommen hat, ist überrascht, als er erfährt, dass wir wissen, dass wir am Samstag freigelassen werden sollen. Er bemüht sich, den Eindruck zu erwecken, dass noch gar nichts sicher ist. Ob er erstaunt ist, weil es wirklich noch unsicher ist, oder nur darüber, dass uns jemand in Kenntnis gesetzt hat, können wir nicht sagen. Wir wissen nicht, ob es ungewiss ist. Sicher weiß ich nur, dass wir dazu verdammt sind, bis zur letzten Minute im Dunkeln zu tapen.

Mittwochnacht.

»Eli, ich höre jemanden Hebräisch sprechen«, sagt Or.

»Hebräisch?«

»Ja doch! Der Kommandeur ist vorhin hinausgegangen. Ich glaube, er ist

mit einer anderen Person zurückgekommen, und sie sprechen Hebräisch.« Mein Gehör, das schon vorher nicht besonders gut war, hat in den letzten Monaten noch nachgelassen. Ich versuche, mir einen Reim auf das zu machen, was Or sonst noch aufschnappt. »Ich höre, dass sie jemanden befragen«, sagt er. Und: »Ich habe das Datum 24. Dezember gehört.«

»24. Dezember, bist du sicher?«, frage ich ihn.

»Ja«, flüstert Or. »Warum?«

»Dann ist es Ohad Ben Ami!«, antworte ich strahlend.

»Wer?«

»Ohad Ben Ami«, wiederhole ich. »Er ist ein guter Freund von mir aus dem Kibbuz Be'eri. Der 24. Dezember ist sein Geburtstag. Das muss Ohad sein!«

Or ist überrascht. »Wie kommt's, dass du dich daran erinnerst?«, fragt er.

Ich muss schmunzeln. Ich weiß, wann Ohad Geburtstag hat, weil es an Heiligabend ist. Ohad und ich haben viele Jahre im Kibbuz zusammengearbeitet, und jedes Jahr, wenn ich zu Weihnachten mit Lianne und den Mädchen nach England geflogen bin, war das über seinen Geburtstag. Ohad war wenig begeistert, dass ich ausgerechnet zu dieser Zeit immer weg war, denn am Jahresende sind viele Finanzberichte zu erstellen. »Familie ist Familie«, habe ich dann gesagt.

Mein starker Verdacht, dass es sich um Ohad handelt, wird auch durch die Fotos, die mir Maximus vor ein paar Tagen gezeigt hat, erhärtet. Ich habe Ohad unter den Geiseln, die freigelassen werden sollen, erkannt. Es ist also absolut plausibel, dass auch er hier ist. Wir sitzen da und warten auf Ohad. Ich kann es kaum erwarten, ihn zu sehen. Endlich, endlich hören wir den Kommandeur und Ohad näher kommen, sie erreichen die Sandsäcke und drücken sich daran vorbei. Und dann sehe ich ihn. Ohad Ben Ami.

Ich stehe auf, um ihn zu begrüßen. Er kommt näher, wir schauen uns an, dann umarmen wir uns, bleiben mehrere Minuten lang so stehen. Ich spüre seine Erleichterung – er spürt meine. Er lebt. Ich lebe. Plötzlich, nach all den langen und furchtbaren Monaten, sehe und berühre ich jemanden, den ich kenne, jemanden aus der Welt da draußen, jemanden aus dem Kibbuz Be'eri. Ich löse mich aus der Umarmung und schaue ihn noch einmal an. Er

ist so dünn, sieht viel älter aus als in meiner Erinnerung. Weiße Bartstoppeln im Gesicht. Sein Blick auf mich verrät, dass ich wohl genauso grauenvoll aussehe. Dass auch ich um mehrere Jahre gealtert bin.

Der Kommandeur geht weg, und Ohad und ich beginnen zu reden. Ich möchte hören, wie es ihm geht, was er durchgemacht hat. Und er möchte hören, wie es mir geht und was ich durchgemacht habe. Ich erzähle ihm alles, er erzählt mir alles. Er erzählt mir, dass Raz, seine Frau, ebenfalls entführt wurde. Die Terroristen haben ihn aus seinem Wohnzimmer herausgezerrt, in ein Auto gestoßen und nach Gaza gebracht. Raz hatte sich im Schutzraum versteckt. Sie haben sie später noch gefunden und ebenfalls entführt. In Gaza haben sie die beiden wieder zusammengeführt.

»Anfangs waren wir zusammen«, erzählt er. »Im Haus irgendeiner Familie, eingesperrt in einem Zimmer mit Gali Tarshansky. Sie war allein, also haben sie sie zu uns gesteckt.«

»Gali Tarshansky? Gali, die Klassenkameradin von meiner kleinen Yahel?«, frage ich fassungslos.

»Genau«, erwidert er. »Die dreizehnjährige Gali. Allein nach Gaza entführt.«

»Was ist mit ihr passiert?«

»Am 7. Oktober befand sie sich mit ihrem Vater und ihrem Bruder im Schutzraum ihres Hauses. Als die Terroristen das Haus in Brand steckten, entschieden sie, durchs Fenster zu fliehen. Gali und ihr Vater, Ilja, sprangen hinaus. Sie rannte in die eine Richtung, er in die andere. Ihr Bruder, der sechzehnjährige Lior, blieb unter dem Bett liegen, er war zu verstört, um wegzulaufen. Er starb an einer Rauchvergiftung. Ilja versteckte sich im Gebüsch und wurde gerettet. Die Terroristen fanden Gali auf dem Spielplatz. Sie setzten sie auf ein Motorrad, schlossen zu uns auf, und so blieb sie bei uns, bis sie und Raz im ersten Deal freigelassen wurden.«

Ohad und Raz beschützten und behandelten Gali wie ihr eigenes Kind. Ohad unterrichtete Gali sogar ein wenig in Mathematik. So lebten sie wie eine Adoptivfamilie bis zum ersten Geiseldeal im November 2023. Dann, als Raz von Ohad getrennt wurde, ein Moment voller Angst und Schmerz, und Raz und Gali freigelassen wurden, wurde auch Ohad in einen Tunnel

gebracht, wie ich. Dort wurde er mit fünf anderen Geiseln festgehalten, die alle jünger waren als er. Er erzählt, wie sie versucht haben, miteinander auszukommen und unter diesen extremen Bedingungen gemeinschaftlich zu funktionieren. Wie vertraut das klingt. Ich erkenne die Gemeinsamkeiten in unserer Art, auf Situationen zu reagieren. Wir lassen die Dinge nicht einfach geschehen – wir gestalten sie. Das hat uns das Arbeitsleben im Kibbuz gelehrt. Man muss Probleme angehen und lösen. Keine losen Enden. Keine Unklarheiten. Jeden seine Meinung sagen lassen, damit sich nichts aufstaut.

Ohad freundete sich mit Elkana Bohbot an, einem der jüngeren Mitgefangenen. Die beiden wurden zu inoffiziellen Sprechern für die sechs Geiseln in ihrem Tunnel. Anders als bei uns hielten ihre Entführer größere Distanz – ihre Unterkünfte waren fast dreihundert Meter entfernt von der Zelle der Geiseln. Das hatte positive und negative Aspekte. Der größte Nachteil war, dass sie für alles weite Wege gehen mussten: um Essen zu holen, um irgendetwas zu bitten, um mit den Entführern zu sprechen. Der größte Vorteil war, dass sie weniger misshandelt wurden und ihren eigenen Bereich hatten, etwas mehr Privatsphäre, in der sie relativ frei sprechen konnten – ohne dabei ständig die Entführer im Nacken sitzen zu haben.

Als Vertreter der Gruppe waren Ohad und Elkana die einzigen, die den Raum verlassen durften, um das Essen einzusammeln. Und so mussten sie jeden Tag die sechshundert Meter laufen, um die Mahlzeiten zu holen und das Geschirr zurückzubringen. Manchmal luden ihre Entführer sie, als Repräsentanten der Geiseln, auf eine Tasse Kaffee ein oder ließen sie die Nachrichten schauen. Auf diese Weise führte Ohad mehrere intensive Gespräche mit den Bewachern und dem Kommandeur.

Ohad erzählt, dass die Bewacher die jüngeren Geiseln anfangs häufig und brutal schlugen. Es war quasi an der Tagesordnung. Irgendwann suchte Ohad das Gespräch mit dem Kommandeur und bat ihn, die Gewalt zu stoppen. »Sie schüren Angst«, sagte er zu ihm. »Auch ich habe Angst, mich Ihnen zu nähern. Ich weiß nie, wann Sie das nächste Mal ausrasten. Bitte, hören Sie auf damit.« Damit hatte Ohad anscheinend einen Nerv getroffen, denn der Kommandeur versprach, die Gewalt zu beenden – und er hielt sein

Versprechen.

Manches klingt für Or und mich vertraut, aber es gibt auch Unterschiede. Anders als wir mussten sie ihr unterirdisches Quartier selbst aufbauen und den Raum bewohnbar machen. Als Toilette hatten sie eine Sickergrube und ein Entwässerungssystem. Bei uns war alles deutlich besser organisiert, da wir beim Logistikteam festgehalten wurden. Dafür bekamen sie mehr zu essen und mussten zu keinem Zeitpunkt mit nur einer Mahlzeit am Tag auskommen. Trotzdem, genau wie wir versuchten sie, Lebensmittel zu horten, und stellten ebenfalls rasch fest, dass sie lernen mussten, ihre Rationen besser einzuteilen. Unterm Strich haben sie wohl besser gegessen als wir, aber ich kann sehen, dass auch Ohad extrem viel Gewicht verloren hat.

Ich frage Ohad nicht nur danach, was er selbst erlebt hat, sondern versuche auch in Erfahrung zu bringen, ob er weiß, was mit anderen Kibbuz-Bewohnern am 7. Oktober geschehen ist. Zwar glaube ich, dass er zwei Stunden vor mir entführt wurde, aber da er mir zu meiner großen Überraschung mitgeteilt hat, dass er in Gefangenschaft regelmäßig die Nachrichten im Fernsehen verfolgen konnte, frage ich mich, ob er mehr weiß als ich. Doch er erzählt nicht viel. Vielleicht ist es zu schmerzhaft, vielleicht steht er auch unter Beobachtung. Irgendwann höre ich auf zu fragen. Vielleicht will ich auch gar nicht alles wissen.

Immerhin, Ohad bringt Or und mich über einige allgemeine Entwicklungen auf den neuesten Stand, von denen wir nichts wussten: von der Eliminierung des obersten Militärführers der Hamas, Mohammed Deif, von der Tötung Yahya Sinwars in Gaza sowie von Nasrallah im Libanon und Haniyya in Teheran. Er erzählt uns von der Pager-Attacke auf die Hisbollah und der Bodenoffensive im Libanon, von Israels Erfolgen und dem Preis, den wir dafür gezahlt haben. Jeder einzelne Informationsschnipsel versetzt uns in Begeisterung.

»Habt ihr von den sechs Ermordeten gehört?«, fragt Ohad.

Wir blicken ihn sorgenvoll an. »Welche sechs?«

»Carmel Gat«, sagt er. »Aus Be'eri.«

»Carmel, was ist mit ihr? Sie wurde ermordet?«

»Entführt und ermordet im September, mit fünf anderen Geiseln.«

»Wer noch?«, fragen wir.

»Ich weiß nicht, ob ihr sie kennt.«

»Wer?«, hake ich nach.

»Sie wurde gemeinsam mit Eden Yerushalmi, Alex Lobanov, Ori Danino, Almog Sarusi und Hersh Goldberg-Polin ermordet.«

Or und ich starren uns an. Einen Moment lang ist unser Hals wie zugeschnürt, wir kriegen kaum Luft. Es ist schon über ein Jahr her, dass wir Ori, Almog und Hersh gesehen haben. Ein Jahr lang waren wir sicher, dass sie längst zu Hause sind. Wir haben sie sogar darum beneidet. Haben gehofft, dass sie Grüße an unsere Familien überbracht haben. Ein Jahr lang haben wir an sie gedacht, sie bewundert: Sie waren so außergewöhnlich, so klug, so kraftvoll, hatten so viel Licht in diese Welt getragen.

Ermordet. Im Tunnel.

Leise, mit von Trauer erfüllter Stimme erzähle ich Ohad von unserer Begegnung mit ihnen. Von den Tagen, die wir gemeinsam verbracht haben. Von »wer ein *Warum* hat, erträgt fast jedes *Wie*«.

Or möchte wissen, woher Ohad und ich uns schon so lange kennen. »Wir haben zusammengearbeitet«, antworte ich. »Ohad war viele Jahre Finanzdirektor im Kibbuz, und ich habe unter ihm die Finanzabteilung geleitet. Für einige Jahre habe ich aber parallel auch die Geschäftsführung der Kibbuz-Agrarbetriebe übernommen, und somit war ich einen Teil der Woche sein Vorgesetzter, den Rest der Woche war er meiner.« Ohad und ich schmunzeln. Und dann lassen wir unseren Erinnerungen freien Lauf und erzählen Or, was uns gerade durch den Kopf geht. Von den guten Zeiten. Den herausfordernden Zeiten. Den lustigen Zeiten. Den schwierigen Zeiten.

In der Nacht, in der Ohad zu uns stößt, ruft mich der Hamas-Kommandeur zu sich und nimmt mich beiseite. Er holt sein Telefon hervor und zeigt mir ein Foto. Darauf ist mein Bruder Yossi zu sehen. Mein Bruder Yossi, der ebenfalls mit seiner Familie in Be'eri lebt. Mein Bruder Yossi, von dem ich keine Ahnung habe, was mit ihm – mit ihm und seiner Familie – am 7. Oktober geschehen ist.

»Weißt du, wer das ist?«, fragt mich der Kommandeur.

»Natürlich! Das ist mein Bruder Yossi.«

Der Kommandeur steckt sein Telefon wieder in seine Tasche und schaut mich an. »Sei stark morgen. Ich muss dir etwas über ihn erzählen.« Er schickt mich zurück in unseren Bereich, zu Or und Ohad. Ich erzähle ihnen kein Wort. Aber ganz tief drinnen beginne ich zu realisieren, dass auch Yossi entführt wurde. Vielleicht ist ihm etwas zugestoßen.

Am nächsten Tag ruft mich der Kommandeur wieder zu sich. Jetzt erzählt er mir, dass Yossi am Morgen des 7. Oktober aus seinem Haus entführt und bei einem Bombenangriff der IDF auf das Haus, in dem man ihn festhielt, getötet wurde. Ich nicke, er geht weg, und ich gehe zurück zu Or und Ohad.

»Was hat er gesagt?«, fragt Ohad.

Ich erzähle, was der Kommandeur mir mitgeteilt hat. Ohad schweigt. »Aber das beunruhigt mich nicht«, sage ich. »Man weiß doch nie, was man glauben kann. Er hatte keine Beweise. Nur Worte. Woher soll er überhaupt wissen, wer mein Bruder ist?«

Ohad schweigt immer noch.

»Genauso wie sie uns nichts über Sinwar erzählt haben«, fahre ich fort, »oder Nasrallah oder die Pager-Attacke und alles andere. Wir dürfen nichts von dem glauben, was sie uns erzählen. Wir können nie wissen, was wahr ist, also ist es auch erst mal völlig ohne Belang, denke ich.«

Ohad legt seine Hand auf meine Schulter.

»Man kann es nicht wissen«, murmele ich.

»Eli«, sagt Ohad.

»Was?«

»Es tut mir leid.«

»Ich wüsste nicht, was dir leidtun sollte«, erwidere ich.

»Eli, es ist wahr. Ich weiß sicher, dass Yossi getötet wurde. Es tut mir leid.« Ich schaue Ohad an. »Es gab eine offizielle Erklärung vom Sprecher der IDF«, flüstert er. »Ich habe es im Fernsehen gesehen.«

Als Sechzehnjähriger verließ ich Tel Aviv und zog nach Be'eri, allein. Trotz meines jungen Alters traf ich die Entscheidung, mich dem Kibbuz anzuschließen – ich mochte das gemeinschaftlich organisierte Leben, die weiten Felder, den Pioniergeist. Als ich beitrat, war ich ein Außenseiter,

aber mit der Zeit nahmen mich meine Altersgenossen als Gleichberechtigten in ihren Reihen auf. Ich machte meinen Schulabschluss, ging zur Armee, wusste, dass ich mir ein Leben in Be'eri aufbauen wollte. Ich traf Lianne, wir heirateten, bekamen Noiya und Yahel. Und trotz all der schwierigen Jahre mit Sirenenalarm und Raketenbeschuss aus Gaza wusste ich, wussten wir immer, dass die Mädchen im Paradies aufwuchsen: Sie hatten alles, was sie brauchten – und mehr.

Mein ein Jahr älterer Bruder Yossi folgte meinem Beispiel und kam später ebenfalls in den Kibbuz. Vor dem 11. September hatte er in den USA für eine Spedition gearbeitet, das Geschäft boomte. Doch als eine Gesetzesänderung nach den Anschlägen ihn zur Rückkehr nach Israel zwang, schlug ich ihm vor, dem Leben im Kibbuz eine Chance zu geben. So kam Yossi nach Be'eri, und er fühlte sich auf Anhieb wie zu Hause. Zunächst arbeitete er als externer Angestellter, aber, wie nicht anders zu erwarten, schlossen ihn die Leute in der Druckerei – dem wichtigsten Geschäftszweig im Kibbuz – sofort ins Herz. Mit seiner Kompetenz, seiner Empathie und seiner Professionalität passte er perfekt ins Team.

Bald darauf traf er Nira, die auch nicht aus dem Kibbuz stammte. Der Kibbuz nahm beide als Mitglieder auf, sie heirateten und bekamen drei Töchter. Yossi und ich wohnten im Kibbuz praktisch Tür an Tür. Diese Nähe fühlte sich für uns beide gut an. Auch für die Mädchen, die wie Schwestern aufwuchsen, war es gut. Wir haben gemeinsame Familienausflüge gemacht, zusammen gegessen. Die Zukunft schien alles bereitzuhalten. Wunderschön – und so weit weg.

Mir geht es nicht gut. Meine Beine geben nach, mein Körper fühlt sich schwach an, ich setze mich, kollabiere fast auf der dreckigen Matratze. Ohad setzt sich neben mich, Or sitzt mir gegenüber. Ich schließe die Augen. »Was ist mit Nira und den Mädchen?« Ohad erwidert, er wisse es nicht, glaube aber, sie seien unverletzt. Er erzählt nicht viel davon, was in Be'eri passiert ist. Stattdessen berichtet er von Noa Argamani und Itay Svirsky, mit denen er in einem Tunnel ein paar Stunden zusammen war. Von einem Video, das er im Fernsehen gesehen hat, in dem Noa berichtet, dass Itay und Yossi, die im selben Haus wie sie gefangen gehalten wurden, in Gefangenschaft

getötet wurden.

Itay wurde im Kibbuz Be'eri geboren. Ich wusste nicht, dass auch er entführt wurde, dass er in Gefangenschaft ermordet wurde, auch nicht, dass seine Eltern, Rafi und Orit, am 7. Oktober ermordet wurden. All das erfahre ich jetzt von Ohad. Rafi Svirsky arbeitete mit mir und Ohad in der Finanzabteilung des Kibbuz. Wir kannten Itay, seit er ein kleiner Junge war. Als Ohad Itay im Tunnel traf, erzählte Itay, er glaube, dass seine Eltern ermordet worden seien. Ohad erzählt mir auch von der Rettungsaktion, bei der Noa und drei weitere Geiseln befreit wurden. Diese waghalsige Heldentat scheint mir ein bisschen überzogen. Ich hatte keine Ahnung von alledem.

Und Ohad weiß noch mehr: Er erzählt uns von den Zeremonien. Den Paraden, die die Hamas jedes Mal organisiert, wenn Geiseln freigelassen werden. Er berichtet uns von den jungen Soldatinnen – auch von ihrer Entführung wussten wir nichts – und von der Freilassung von Arbel Yehoud und Gadi Mozes aus Nir Oz. »Macht euch darauf gefasst«, sagt er. »Auch für unsere Freilassung werden sie ein solches Spektakel veranstalten, auf einer Bühne und vor einer Menschenmenge. Bereitet euch darauf vor, so wird es ablaufen.«

Am nächsten Morgen verstehen wir, warum wir in diesem Tunnel festgehalten werden. Unser schauspielerisches Talent ist gefragt. Noch eine Kampagne der Hamas. Gleich frühmorgens beginnen sie, uns in allen möglichen Positionen zu filmen, eine Szene nach der anderen. Dann noch eine. Gehend. Sitzend. Jetzt so, als würdet ihr in diesem Moment von eurer Freilassung erfahren. Steht auf. Geht durch diese Tür. Stellt euch in den Gang. Hockt euch hin. Immer und immer wieder, endlos.

Am Donnerstagabend führen sie uns sogar aus dem Tunnel hinaus zu einem nahegelegenen Haus. Ein herrliches Gebäude, mit edlen Möbeln. Dort, in diesem Haus, filmen sie uns einzeln. Wir müssen alle in die Kamera sprechen, sagen, wer wir sind und wo wir herkommen. Und die Fragen, die uns einer unserer Bewacher stellt, beantworten. Sehr spezifische Fragen. Sie zeigen sie uns vorab und stellen sicher, dass wir so antworten, wie sie es hören möchten. Der Terrorist fragt zum Beispiel jeden von uns, was wir

Netanjahu mitteilen wollen, oder wie in unseren Augen das Ende des Krieges aussehen soll und so weiter. Wir wissen genau, was wir antworten müssen, damit sie glücklich und zufrieden sind.

Wir warten darauf, uns endlich setzen zu dürfen. Wir sind so müde. Der »Filmdreh« hat uns erschöpft, hat uns noch einmal an unsere Grenzen gebracht. Die Bedingungen in diesem Tunnel, dem Hamas-eigenen kleinen Tonstudio, sind ebenfalls brutal. Alles ist dunkel, feucht und dreckig. Überall Ratten und Kakerlaken. Die Sickergrube stinkt, genau wie wir. Uns wird klar: So werden wir also hier rauskommen. Mit diesem Gestank, der an unserer Haut klebt. Mit dieser Haut, die an unseren Knochen klebt. Unrasiert. Aber wen kümmert's. Hauptsache, es ist bald vorbei.

Freitagabend. Unsere Entführer wollen uns bis zum Schluss im Ungewissen lassen.

Morgen soll der Tag der Freiheit sein, aber immer wieder sagen sie: Nur vielleicht, *inschallah*, wer weiß, alles könnte auch ganz anders kommen. Ihre unklare Haltung kommt mir sehr gelegen. Sie hilft mir, mich zurückzuhalten. Ich unterdrücke alle meine Emotionen. Die Erwartung ist riesig, die Anspannung gewaltig. Mein Herz klopft, und mein geschundener, gebeugter Körper will endlich hier raus – aber wir wissen, mit wem wir es zu tun haben. Ich atme tief ein und sage zu mir selbst – und auch zu Ohad und Or –, dass unsere Entführer keine sympathischen Norweger sind. Sie sind Hamas. Wir kennen sie inzwischen sehr gut. Alles kann immer noch schiefgehen, jede Sekunde, und zwischen jetzt und dem Augenblick, in dem wir endlich draußen sind, liegt immer noch ein ganzes Meer voller Sekunden. Was mich anbelangt, passiert es erst, wenn das Rote Kreuz uns tatsächlich an die IDF übergibt.

In unserer letzten Nacht finden wir nur sehr schwer in den Schlaf. Ich muss immer daran denken, was Ohad über die Paraden erzählt hat, die sie für uns planen, über das Publikum, die Menschenmengen. Es ist beängstigend, und ich will es einfach nur hinter mich bringen. Ich hatte mir die Freilassung weniger spektakulär vorgestellt. Dass man uns einfach in ein Auto setzen würde, das uns zum Fahrzeug des Roten Kreuzes bringt und der IDF aushändigt. Und das war's. Nicht im Traum hätte ich mir vorgestellt, dass die ganze Tortur ein so großes Spektakel und widerwärtige Öffentlichkeitsarbeit beinhalten würde.

Samstagmorgen. Unsere Entführer wecken uns um 5 Uhr im stockdunklen Tunnel, damit wir uns fertig machen. Wir nehmen unsere Plastiktüten und begeben uns gemeinsam mit unseren Entführern auf den langen Aufstieg nach oben. Teile dieses Tunnels sind sehr niedrig, so

niedrig, dass wir quasi auf allen vieren krabbeln müssen, bis wir völlig mit Matsch überzogen sind. Wir gehen und kriechen weiter durch die nackte, kalte, dreckige Erde, Zentimeter für Zentimeter der Erdoberfläche entgegen. Es ist ein langer Aufstieg, der Tunnel ist extrem tief. Als wir endlich den Ausgang erreichen, überreicht man uns neue, saubere Wäsche für die Freilassung. Krachhässliche braune Jogginganzüge, die perfekt zu unserer ohnehin desolaten Erscheinung passen.

Wir sitzen im Tunneleingang, wagen uns noch nicht hinaus. Draußen bricht die Morgendämmerung an, und über uns, direkt über unseren Köpfen, sirrt eine IDF-Drohne durch die Luft. Die Terroristen fürchten, dass die IDF sie in der Sekunde bombardieren wird, in der sie mit uns heraustreten. Sie haben wirklich panische Angst. Ich denke bei mir: *Was für eine verrückte Vorstellung, dass die IDF gerade jetzt, während der Übergabe, Bomben abwerfen könnte. Niemals würde sie das Risiko eingehen, alles zu gefährden.* Aber das Sirren der Drohne macht einen Heidenlärm. Es erinnert mich an die frühen Tage meiner Gefangenschaft, als ich noch oberirdisch festgehalten wurde, in einem Haus in Gaza, und ständig dieses Geräusch hörte. Es hat mir damals Angst gemacht, es macht mir jetzt Angst. Es ist das Geräusch, dass herabfallende Bomben ankündigt.

Wir sitzen da und warten. Eine Minute vergeht. Noch eine. Eine halbe Stunde. Noch eine halbe Stunde. Das Sirren zerschneidet weiterhin die Morgenluft. Die Terroristen wettern: »Seht ihr? Bibi will euch töten. Seht ihr? Selbst am Tag eurer Freilassung will er Bomben auf euch werfen. Ihr seid ihm egal.«

Nach anderthalb Stunden dreht die Drohne ab, und wir steigen aus dem Tunnel.

Der Tunneleingang liegt versteckt in einem verlassenem, heruntergekommenen Stadtviertel. Wir laufen durch Müllhalden und über Schrottplätze, bis wir ein Auto erreichen. Die Terroristen sind immer noch nervös, fürchten einen möglichen Luftangriff. Die Autofenster sind abgedunkelt. Unsere Augen sind verbunden, unsere Köpfe nach unten gedrückt. Die Terroristen fürchten nicht nur die IDF, sondern auch den rasenden Mob, der das Auto angreifen würde, wenn wir erkannt würden.

Wir fahren los. Nach fünfzehn Minuten halten wir an. Wir hören, wie der Kommandeur aussteigt, davoneilt und wenige Minuten später zurückkommt. Er bringt uns neue schwarze Schuhe, die er gerade gekauft hat. Es sind keine normalen Schnürschuhe, sondern Slipper. In diesen Schuhen werden wir also freigelassen. Wir ziehen die Schuhe, die wir an den Füßen tragen, aus und schlüpfen hinein. Ich habe keine Ahnung, was das soll. Vielleicht finden sie, dass diese Schuhe besser zu unseren scheußlichen braunen Trainingsanzügen passen. Wir fahren weiter.

Das Auto hält. Die Terroristen holen uns aus dem Fahrzeug und nehmen uns die Augenbinden ab. Wir sind umgeben von Sanddünen und Schutt. Der Kommandeur weist nach Osten und sagt: »Da hinten ist Nahal Oz!« Ich versuche in der Ferne zu erkennen, worauf er zeigt. Einige Minuten stehen wir herum, dann beginnt die Generalprobe. Die Hamas-Agenten geben uns detaillierte Bühnenanweisungen für die Zeremonie: wie wir aus dem Auto aussteigen, zur Bühne gehen und die Treppe hinaufsteigen sollen, was wir sagen, was *sie* sagen werden, wie genau wir winken, wann wir lächeln sollen. Alles. Es ist ein bis ins Detail durchinszeniertes Schauspiel.

Zum Team, das unsere Freilassung organisiert, gehört auch ein Angehöriger der Hamas, der Hebräisch spricht, er ist für unsere Medienbotschaften und Interviews verantwortlich. Um uns auf die Fragen, die er uns auf der Bühne stellen wird, vorzubereiten, setzt er sich zu uns. Die Fragen ähneln jenen vom »Filmdreh« am Donnerstagabend. »Sagt dies so«, korrigiert er uns. »Und jenes so. Legt die Betonung hierauf. Fügt das dort hinzu.« Wieder und wieder übt er alles mit uns ein, bis er mit unseren Antworten zufrieden ist und sie den Anforderungen der Produktion entsprechen.

Jeder von uns muss vier oder fünf Fragen beantworten. Ich werde wieder nach Netanjahu gefragt und soll sagen, dass Netanjahu lieber Babys in Gaza tötet, als die Geiseln zu befreien, oder so was in der Art. Bitte sehr. Nichts davon spielt eine Rolle. Ich habe nur ein Ziel: Ich werde alles tun, ihnen alles geben, ganz egal, was sie von mir fordern, um für eine reibungslose Freilassung zu sorgen. Um zu überleben. Um nach Hause zu kommen.

Mehrfach warnen sie uns: Wenn wir uns vom Skript entfernen – von den

vorab genehmigten Antworten –, werden sie uns zurück in die Tunnel schleppen und die Freilassung wird abgebrochen. Der Hamas-Mann fragt mich auch nach Yossi, ich soll antworten, dass ich wünsche, Yossi wäre auch hier, aber die israelische Luftwaffe habe ihn getötet. Schließlich fragt er mich, wie es sich anfühlt, bald wieder mit meiner Familie vereint zu sein. Ich antworte, dass ich mich sehr freue, meine Frau und meine Töchter wiederzusehen.

Wir steigen wieder ins Auto, fahren noch ein kleines Stück und erreichen die Bühne. Die echte. Die Show wird gleich beginnen. Eine riesige Menschenmenge hat sich dort versammelt: Männer, Frauen und Kinder aus Gaza. Sie stehen dicht an dicht, man kann die Aufregung mit Händen greifen, es wird gehohlt. Manche von ihnen sind sogar auf Strommasten geklettert – ich kann sie sehen, sie hängen in zwanzig bis dreißig Meter Höhe –, um sich in die bestmögliche Position für diese spannende Attraktion zu bringen: drei jüdische Zivilisten, die von der Hamas gefangen gehalten wurden und nun in die Freiheit entlassen werden.

Ohad hat mich zwar darauf vorbereitet, dass eine große Menschenmenge vor Ort sein würde. Trotzdem bin ich völlig überwältigt. Von der schieren Anzahl. Von der Ekstase, die in der Luft liegt. Dem Verlangen der Menschen, uns zu sehen, uns nahe zu kommen. Von der Anspannung, die mit Händen zu greifen ist. Die Hamas-Terroristen versichern uns, sie werden uns beschützen, wir können unbesorgt sein. Bevor wir aus dem Auto aussteigen, bilden sie ein menschliches Viereck, eine Pufferzone zwischen uns und der rasenden Menge. In diesen Momenten, wie jedes Mal, wenn wir aus den Tunneln aufgetaucht und auf den Straßen unterwegs waren, wie in jeder Sekunde, die wir uns draußen aufgehalten haben, sind die Hamas-Leute die »Guten«. Sie sind unser Fels in der Brandung. Der uns Sicherheit gibt, uns abschirmt. Wir wissen, dass uns ohne ihren Schutz jede einzelne Person in der Menge auf der Stelle lynchen würde – gleich jetzt, gleich hier. Längst haben wir verinnerlicht: Die Leute, die dafür verantwortlich sind, dass wir – ausgemergelte, halb verhungerte Geiseln, die seit Hunderten von Tagen von ihren Familien getrennt sind, Höllenqualen und Schmerzen leidend – überhaupt hier sind, sind dieselben

Personen, die für unser Wohlergehen verantwortlich sind. Und sie geben vor, sich um uns zu kümmern.

Sie haben zwei Gesichter. Beide sind grausam.

Überall Kameras, ich sehe Reporter von Al-Dschasira, auf der Bühne eine blonde Frau vom Roten Kreuz. Die Terroristen holen uns aus dem Auto und eskortieren uns einzeln auf die Bühne. Von allen Seiten hören wir ekstatische Freudenpfeife.

Auf der Bühne verhalte ich mich exakt so, wie angewiesen. Ich setze keinen falschen Schritt, folge dem Skript, das wir so oft eingeübt haben. Ich konzentriere mich darauf, keinen Fehler zu machen, es nicht zu verbocken, die Situation nicht zu gefährden, damit diese Freilassung auch wirklich geschieht. Ich gebe die »richtigen« Antworten, ich lächle, ich winke ins Publikum. Der Terrorist, der mich interviewt, bezieht die Menge mit ein, skandiert »*Allahu Akbar!*«, sie rufen zurück, antworten ihm. Die Zeremonie ist beendet. Ohad verlässt als Erster die Bühne, ich folge ihm, dann Or. Wir steigen in ein Fahrzeug des Roten Kreuzes ein. Das Auto fährt an. Die Menge hämmert gegen die Fenster.

Die Frau vom Roten Kreuz dreht sich zu uns um. »Hallo, mein Name ist Felicity, ich bin aus Neuseeland«, sagt sie. Dann zeigt sie auf den Fahrer. »Er ist aus Südafrika. Ihr sollt wissen, dass ihr nun in Sicherheit seid. Das Fahrzeug ist gepanzert, die Fenster sind kugelsicher. Niemand kann hinein. Ihr seid geschützt. Euch wird nichts geschehen.«

In dem Moment breche ich in Tränen aus.

Nach 491 Tagen Gefangenschaft und Leid und Dunkelheit und Schmerz, breche ich zusammen wie nie zuvor. Ich schluchze und schluchze und schluchze. Sie hat gesagt, dass wir *geschützt* sind. Dass wir *jetzt sicher* sind. Ich konzentriere mich auf die Ruhe in ihrer Stimme. Klammere mich an die Freundlichkeit in ihren Augen. Wir fahren zur Übergabestelle – *meiner* Übergabe. *Ihr seid in Sicherheit*, hat sie gesagt. Wann war ich das letzte Mal sicher? Wann das letzte Mal *geschützt*? Wann hätte ich mir erlauben können, Schwäche zu zeigen, so wie jetzt? Ich schaue aus dem Fenster, Tränen laufen mir in Strömen über das Gesicht.

Auch Ohad, der neben mir sitzt, betrachtet die Mitarbeiter vom Roten

Kreuz, er ist unbeeindruckt von Felicitys freundlichem Blick. Das Auto holpert über die Schlaglöcher auf Gazas Straßen. Dann und wann schlägt ein Bewohner aus Gaza gegen unsere Fenster.

Ohad spricht Felicity an, seine Stimme bricht: »Wo wart ihr?« Sie antwortet nicht. Auch der Fahrer schweigt. »Seit einem Jahr und vier Monaten haben wir nichts von euch gesehen. Nichts von euch gehört. Ihr habt euch nicht um uns gekümmert, uns kein einziges Mal aufgesucht. Wo wart ihr?«

Felicity sieht Ohad an. Dann dreht sie sich wieder um, blickt auf die Straße vor uns. »Sie haben uns nicht zu euch gelassen«, sagt sie sanft.

Ein weiteres Fahrzeug vom Roten Kreuz fährt vor uns, ein anderes hinter uns. Wir fahren in einem Konvoi von drei Autos zum Treffpunkt mit der IDF. Felicity wird von einem IDF-Offizier angerufen, der mit mir sprechen möchte, um sich zu vergewissern, dass wirklich wir es sind, die im Auto sitzen.

»Hallo, hier ist Eli Sharabi«, sage ich. »Ich kann bestätigen, dass Ohad Ben Ami und Or Levy bei mir sind. Wir sind hier. Wir sind gesund und unversehrt. Wir sind auf dem Weg zu euch.«

Wir nähern uns der Übergabestelle. Nach fast fünfhundert Tagen sehe ich endlich Soldaten der IDF, die olivgrünen Uniformen, die blau-weiße Flagge Israels! Als wir den Treffpunkt erreichen, habe ich mich, nach meinem Zusammenbruch im Fahrzeug des Rotes Kreuzes, wieder im Griff. Wir steigen aus, und eine Offizierin kommt auf mich zu – vielleicht eine Sozialarbeiterin oder eine Psychologin, ich bin nicht sicher. Aber ich erkenne sie wieder. Ich habe sie und ihren Mann vor zwei Jahren bei einer Veranstaltung kennengelernt.

»Ich kenne dich. Ich erinnere mich an dich«, sage ich.

Sie lächelt, zeigt aber kein Zeichen des Erkennens. »Du bist jetzt in sicheren Händen«, sagt sie. »Deine Mutter und Osnat warten auf dich im Camp Re'im.«

Ich schaue sie an. »Bringt meine Frau und meine Töchter zu mir.«

Schweigen. »Deine Mutter und Osnat werden dir alles erklären.«

Deine Mutter und Osnat werden dir alles erklären.

Niemand muss mir irgendetwas erklären.

Sofort wird mir alles klar, genau in diesem Moment, in dem ich vor ihr stehe. Ich verstehe alles. Ich verstehe es mit jeder Faser meines Körpers. Von Kopf bis Fuß. Ich verstehe, und ich spüre, wie der Schmerz durch meinen geschundenen Körper rast, ein Schmerz, der keinen Namen hat. Niemand muss auch nur ein einziges weiteres Wort sagen.

Meine Mutter und Osnat sind hier.

Meine Lianne, meine Noiya und meine Yahel – sind es nicht.

Ich begreife alles.

Ich weine nicht. Ich zerbreche nicht.

Ich denke nur an meine Mutter und meine Schwester, die schon auf mich warten. Ich will sie sehen. Ich möchte jemanden aus meiner Familie umarmen nach Hunderten Tagen der Trennung. Ich möchte jemanden in meinen Armen halten, den ich kenne. Ich will, dass es endlich so weit ist. Das ist alles, woran ich in diesem Moment denken kann.

Warum bin ich in diesem Moment nicht zusammengebrochen? Warum habe ich mir nicht die Seele aus dem Leib geweint, als ich erfahren habe, dass Lianne tot ist, dass Noiya tot ist, dass Yahel tot ist – und ich ganz allein zurückbleiben würde? Ich glaube, der Grund dafür ist, dass ich während der 491 Tage in Gefangenschaft jedes mögliche Szenario gedanklich durchgespielt habe. Auch das schlimmste. Ich hatte gehofft, es wäre nicht wahr. Aber etwas in mir hat mich darauf vorbereitet, mich dafür gewappnet, für den Fall, dass es doch so kommt. Ich bin ein rationaler Mensch. Ich denke mit dem Kopf, nicht mit dem Bauch. Und als statistische Möglichkeit musste ich auch dieses Szenario in Betracht ziehen. *Es wäre möglich ...* Aber zugleich war mir klar, dass ich diesen Gedanken ganz weit wegschieben musste. Um zu überleben, musste ich mich an den Glauben und die Chance klammern, dass sie noch am Leben sind. Aber ein Teil von mir hatte angenommen, dass dies ihr Schicksal war, und bereits Trauerarbeit geleistet.

Und so gehe ich weiter. Mein Körper, mein Herz und meine Seele machen sich nun auf den Weg zum IDF-Stützpunkt in Re'im. Dort wartet meine Mutter. Dort wartet meine große Schwester Osnat. Die Tragödie, die mich

gerade erfasst hat, überwältigt mich, aber ich konzentriere mich auf die beiden. Auf meine Mutter. Auf Osnat.

Ich bin frei.

Ich bin jetzt ein freier Mann.

Sie warten auf mich.

Ich komme.

Wir werden zu einem großen Transporter gebracht und fahren darin vom Übergabeort, direkt an der Grenze zu Gaza, ins Camp Re'im. Die Sozialarbeiterin, mit der ich gerade gesprochen habe, ist bei mir. Or und Ohad steigen ebenfalls ein, sie werden von IDF-Offizieren begleitet. Ich sehe, wie eine Offizierin mit Or spricht. Ich kann nicht hören, was sie sagt, aber als er in Tränen ausbricht, begreife ich sofort, dass sie ihm gerade erzählt hat, dass seine Frau Einav tot ist. Ich denke daran, wie oft ich versucht habe, ihm Hoffnung zu machen, dass sie noch am Leben ist. Aber sie ist tot. Ich schaue aus dem Fenster, erkenne die Felder, die zu dieser Jahreszeit leuchtend grün sind, die Straße, die sich entlang der Grenze zu Gaza windet. Es ist der Blick aus meinem Fenster. Hier habe ich die letzten sechsunddreißig Jahre gelebt.

Wir nähern uns Camp Re'im. Alles ist mir so vertraut, so viele Male bin ich hier langgefahren. An der Bushaltestelle stehen viele Menschen mit israelischen Flaggen. Als wir uns ihnen nähern, erkenne ich einige bekannte Gesichter darunter. Freunde aus Be'eri und benachbarten Kibbuzim. Meine Stirn klebt am Fenster, ich bin aufgeregt. Wir steigen aus, gehen in den Stützpunkt hinein, wo mehrere Offiziere uns in Empfang nehmen. Sie geleiten uns zu einem Gebäudekomplex, der wie ein Veranstaltungssaal aussieht. Ein sauberer, hübscher, aufgeräumter Raum, der anscheinend extra für aus der Gefangenschaft zurückkehrende Geiseln hergerichtet wurde.

Die ganze Zeit über begleiten mich ein IDF-Offizier und die Sozialarbeiterin. Sie bringen mich zu einem eigens für mich bereitgestellten Zimmer mit einem Bett und einer Dusche. Auf der Matratze liegen frische Kleider, ordentlich zusammengefaltet, in meiner Größe: Hosen und ein paar Shirts, aus denen ich wählen kann. Sie bieten mir an, zu duschen und mich frisch zu machen, bevor ich meine Familie treffe. Die Sozialarbeiterin

verlässt das Zimmer, der Offizier bleibt, steht an der Wand. Ich vermute, er ist hier, um sicherzustellen, dass ich mir nichts antue. *Ich werde mir nichts antun*, will ich ihm sagen. *Du hast keine Vorstellung davon, wie groß mein Schmerz ist, aber auch nicht, wie sehr ich leben will*. Ich starre auf das Waschbecken, die Armaturen, die weiße Keramikablage, die Seife, das Shampoo. So viele Dinge, die ich so lange nicht gesehen habe.

Ich trete vor den Spiegel.

Zum ersten Mal nach all der Zeit betrachte ich mich im Spiegel. Ich mustere mich, sehe meine eingefallenen Augen, mein hohlwangiges Gesicht, meinen Körper – *wie dünn ich bin!* –, meinen Kopf, der wie ein Totenschädel mit einem Fetzen Haut aussieht. Ich ziehe mich aus, drehe die Dusche auf und stehe unter dem warmen Wasser. *Unglaublich, warmes Wasser! Eine Dusche!* Immer wieder von neuem seife ich mich ein, versuche, den Dreck von mir abzuwaschen. Gaza abzuwaschen.

Nach dem Duschen rasiere ich mich, ziehe mich an und trete hinaus.

Der Offizier schaut mich an. »Fertig?«, fragt er.

»Fertig.«

»Wir möchten dich bitten, etwas zu essen, bevor du deine Familie triffst«, sagt er. Ich nicke. Da steht ein kleiner Teller mit Gemüse. Ich nehme ein wenig davon. Dann gehen wir aus dem Zimmer, ein Stück den Gang hinunter und betreten einen anderen Raum. Und dort stürzen meine Mutter und Osnat schluchzend auf mich zu. Ich breite meine Arme aus. Sie ihre. Wir umarmen uns. Sie weinen. Ich drücke beide fest an mich.

»Was ist mit ihnen passiert?«, frage ich sie, während wir uns in den Armen halten.

»Sie wurden ermordet«, flüstert meine Schwester.

»Und wo wurden sie bestattet?«

»In Kfar HaRif«, schluchzt sie.

Ich umarme sie noch fester. »Eine gute Entscheidung, Osnat. Danke.«

Ich bin erleichtert, als ich erfahre, dass sie nicht auf dem Friedhof des Kibbuz Be'eri bestattet wurden. Ohne Lianne und die Mädchen und ohne Yossi habe ich keinen Grund, nach Be'eri zurückzukehren. Ich will nicht, dass sie dort begraben liegen. Ich will sie in der Nähe. Osnat lebt in Kfar

HaRif, dort haben meine Töchter, die Osnat sehr nahestanden, viel Zeit verbracht. Es ist gut, dass sie nun in ihrer Nähe sind.

Dann setzen wir uns zusammen, wir drei, und reden. Versuchen, so viel auf einmal aufzuholen. Sie streicheln mich, stellen mir Fragen, ganz sanft, bringen mich leise flüsternd auf den aktuellen Stand. Ich erzähle auch ein bisschen, bleibe aber zumeist schweigsam. Ich erzähle, dass ich schon über Yossis Tod Bescheid weiß. Mir wird klar, dass sie um ihn und Lianne und die Mädchen bereits seit über einem Jahr trauern, ich bin derjenige, der erst jetzt all die Nachrichten auf einmal erhält und verarbeiten muss. Alle Menschen um mich herum fordern mich pausenlos auf, etwas zu essen. *Iss was, trink was*. Vergewissern sich, dass ich nicht zusammengebrochen bin. Nach einer halben Stunde sage ich, dass ich gehen möchte. Sie stellen mir die Hubschraubercrew vor: den Piloten, den Navigationsoffizier. Alle sind bemüht, mir jeden Schritt zu erklären. Nach so langer Zeit in Gefangenschaft, in der nichts in meinen Händen lag, wollen sie mir ein Gefühl der Kontrolle vermitteln, mich informieren. Ich beruhige sie, versichere ihnen, dass alles in Ordnung ist und wir losfliegen können.

Der Hubschrauber hebt ab. Etwas an diesem Abheben, an diesem In-die-Höhe-Aufschwingen, scheint sinnbildlich für meine plötzliche Freiheit zu stehen. Aus dem Fenster blicke ich auf das wunderschöne, grüne, verwundete, geliebte Land Israel. Unter mir Städte. Dörfer. Straßen. Wälder. Wildnis und blühende Felder.

An Bord des Hubschraubers sitzen wir alle bei unseren Familien. Or bei seinem Bruder; Ohad bei Raz; ich bei Osnat und meiner Mutter. Begleitet werden wir von IDF-Offizieren, die für unser Wohlergehen verantwortlich sind. Es sind Therapeuten und noch weitere Offiziere, von denen ich nicht weiß, in welcher Funktion sie hier sind. Während wir noch in der Luft sind, kommt einer der Offiziere auf mich zu und fragt mich: »Möchtest du in eine israelische Flagge gehüllt aus dem Hubschrauber aussteigen?« Ich schaue ihn an. »Du musst das nicht tun«, sagt er.

»Und ob ich das möchte!«, antworte ich. Noch bevor wir gelandet sind, erkenne ich die Menschen, die in der Nähe des Hubschrauberlandeplatzes warten, sie winken mit ihren Fahnen. Als der Hubschrauber den Boden

berührt, wickle ich mich in die israelische Flagge ein, und so – ganz in Blau und Weiß – steige ich aus und gehe den Weg entlang, der uns zu einem weiteren Transporter führt. Darin fahren wir in das außerhalb von Tel Aviv gelegene Sheba-Krankenhaus, zur stationären Aufnahme. Ich kann den Fahrer überreden, langsam an der aufgeregten Menschenmenge vorbeizufahren. Er bremst ab und ich winke durch das Fenster. Entdecke bekannte Gesichter. Entfernte Verwandte. Freunde. Ich winke und winke und winke. Eingehüllt in die Flagge. Die ich fest an meinen Körper presse.

Am Krankenhaus angekommen, steigen wir aus dem Transporter und betreten das Gebäude, freundliche medizinische Teams haben uns bereits erwartet. Während all dies geschieht, staune ich, wie viele Menschen in den gesamten Prozess der Freilassung eingebunden sind. Staune über den Grad der Organisation, die Sensibilität, die Sorgfalt im Detail. Jeder kennt seine Rolle ganz genau und alle um mich herum, und auch die Menschen in den etwas entfernteren Kreisen, möchten mich unterstützen, es mir etwas leichter machen. Ich fahre mit dem Fahrstuhl hinauf, steige aus, gehe in ein anderes Zimmer, und dort treffe ich meinen Bruder Sharon und meine Schwester Hila. Wir lassen uns in eine lange, tränenreiche Umarmung fallen. Sharon trägt einen Tallit, ich bin noch in meine Flagge gehüllt, und so stehen wir da, gehalten in den Armen der anderen.

Wir alle. Bis auf Yossi. Wir alle. Bis auf jene, die nicht mehr bei uns sind.

Als es Nacht wird in Tel-HaShomer, bitte ich darum, zwei Telefonanrufe machen zu dürfen. Als Erstes spreche ich mit Liannes Eltern. Dann mit Alons. Als sie abnehmen, bitte ich sie, mich auf Lautsprecher zu stellen, damit seine Schwester, sein Bruder, seine Großmutter und sein Großvater mithören können. Und dann rede ich. Ich erzähle ihnen von ihrem Sohn, Bruder und Enkel. Ich erzähle ihnen, dass er nicht mehr der Junge ist, den sie kennen. Er ist härter geworden. Erwachsener. Klüger. Ich erzähle ihnen davon, welche Entwicklung er gemacht hat. Von seiner inneren Stärke. Von dem weichen, sensiblen Kern in der nun etwas raueren Schale. Ich erzähle ihnen, dass er stark ist und dass ich überzeugt bin, dass er überleben wird. Dass er ihr Sohn ist, aber in gewisser Weise nun auch meiner. Ich erzähle ihnen, dass ich weiter auf ihn achtgeben, für sein Wohlergehen und seine

Freilassung beten werde.

Ich kann ihre Aufregung hören, spüre ihre Überraschung darüber, wie viel ich über sie alle weiß – ihre Geburtstage, ihre Hobbys, womit sie sich in ihrer Freizeit beschäftigen. Alon und ich sind einen verdammt langen Weg zusammen gegangen. Ich glaube, sie verstehen nicht, wie gut ich ihn kenne und wie viel er mir bedeutet. Wir verabreden, uns bald zu treffen.

Ich lege auf und schaue in den Sternenhimmel.

Wir fahren nach Kfar HaRif. Ich und die beiden Psychologinnen, die mich seit meiner Freilassung betreuen. Begleitet werden wir von meiner Schwester Osnat, der Verbindungsoffizierin meiner Familie, Offizierin Sigal, und einer Krankenschwester. Bevor wir uns auf den Weg machen, bereiten mich die Psychologinnen vor. Gemeinsam überlegen wir, wie es aussehen, wie es sein wird. Sie organisieren alles, ich vertraue ihnen. Im Auto schweigen wir alle. Die Landschaft rauscht am Fenster vorbei. *Ich brauche einen Abschluss, denke ich bei mir. Ich muss es mit eigenen Augen sehen.* Und ich muss ihnen erzählen, dass ich zurück bin. Ich habe ihnen doch versprochen, dass ich wieder nach Hause komme, und hier bin ich nun.

Wir erreichen den Friedhof. Alle steigen aus.

Zu den Gräbern gehe ich allein, Osnat ein Stück neben mir. Die medizinischen und sozialen Betreuer bleiben zurück. Wir kommen näher. Osnat führt mich langsam weiter, bis sie schließlich auf eine Grabstätte zeigt und sagt: »Hier sind sie, Eli.«

Ich schaue auf die drei Gräber.

Lianne.

Noiya.

Yahel.

Die friedvollen Felder um uns herum flimmern, über uns makellos blauer Himmel. Vögel zwitschern. Ich breche weinend zusammen, versuche gar nicht erst, irgendetwas zurückzuhalten. Osnat nimmt mich in die Arme. Ich falle auf die Knie. Kann nichts mehr sehen, alles ist verschwommen. Der Himmel. Der Ausblick. Die anderen Grabsteine. Die Menschen, die mit mir hierhergekommen sind. Alles löst sich auf.

Nur noch Yahel, Noiya und Lianne.

Vierzig Minuten später sage ich zu Osnat: »Okay, lass uns gehen.«

Sie schaut mich verwundert an. »Es ist okay«, versichere ich. »Lass uns

gehen.«

Ich bedeute ihnen allen: *Es ist vorbei*. Ich richte mich wieder auf und gehe langsam zum Ausgang des Friedhofs.

Das hier ist der Tiefpunkt.

Ich habe ihn gesehen. Ich habe ihn berührt.

Jetzt, Leben.

*In Erinnerung an Lianne, Noiya und Yahel – und an meinen Bruder Yossi
Ihr seid für immer in meinem Herzen*



Dank

Üblicherweise wird an dieser Stelle im Buch einer Handvoll Menschen Dank ausgesprochen, die den Autor bei der Erstellung des Manuskripts unterstützt haben. Das ist in meinem Fall anders. Das Buch, das Sie in Händen halten, ist weder ein Roman noch das Ergebnis von investigativem Journalismus. Es versucht vielmehr, einen Abschnitt meines Lebens zusammenzufassen, der sich vom Tag meiner Entführung, dem 7. Oktober 2023, bis zu meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft der Hamas erstreckt.

Es ist ein Privileg, dass ich über dieses Buch zu Ihnen sprechen darf.

Zuallererst bin ich meiner Familie dafür dankbar, dass sie ihre Leben angehalten und sich unermüdlich für meine Freilassung eingesetzt haben. Und auch für ihre offenen Arme und ihre Unterstützung seit dem Tag meiner Freilassung: meiner Mutter Hanna, meiner älteren Schwester Osnat, meinem Bruder Sharon und meiner jüngeren Schwester Hila. Meinen Schwagern Raz Matlon und Chen Tal, meinen Schwägerinnen Nira und Hadas Sharabi, meinen Nichten und Neffen, die auf jeder Bühne standen, um meine Freilassung zu fordern.

Meiner britischen Familie – meinen Schwiegereltern Gill und Pete Brisley und meinen Schwagern Stephen, Ian und Neil – danke ich für die Hingabe, mit der sie während meiner Gefangenschaft alles in ihrer Macht Stehende für mich getan haben, sowie für ihre anhaltende Liebe und Unterstützung seit meiner Rückkehr.

Ich möchte Annabel Sheldon aus London danken, die meine Familie seit dem 7. Oktober 2023 so engagiert unterstützt hat und uns seit meiner Freilassung eine Freundin und Ratgeberin geworden ist, der wir vertrauen.

Danke auch an alle engen Freunde, die meiner Familie während meiner Gefangenschaft beistanden und sich so hingebungsvoll für mich einsetzten.

Ich möchte das Buch auch der IDF, insbesondere den Reserveeinheiten, sowie all jenen Familien widmen, die sich für die Freilassung unserer

Geiseln und den Schutz von Israels Grenzen einsetzen. Ihnen allen bin ich dankbar. In den langen Monaten in den Tunneln der Hamas haben wir nie aufgehört, an die trauernden Familien zu denken, die ihre Liebsten geopfert haben, um uns zu retten.

Wir wären niemals aus der Tragödie des 7. Oktober zurückgekehrt ohne die Mobilisierung des gesamten jüdischen Volkes, in Israel und in der Diaspora, ohne den Aufruf, die Geiseln zurückzubringen, der um die ganze Welt schallte. Während wir gefangen gehalten wurden, wussten wir nichts – und hätten es uns auch niemals vorstellen können – von dem Ausmaß und der Kraft dieser klaren und zentralen Botschaft, die die Seelen von Menschen weltweit berührte. Ihnen allen bin ich dankbar.

Ich möchte ebenfalls den britischen Rechtsanwälten Adam Rose und Adam Wagner meinen Dank aussprechen, die sich unermüdlich seit dem 7. Oktober 2023 für mich, meinen Bruder Yossi und andere Geiseln eingesetzt haben.

Dass ich wieder auf die Beine kommen konnte, verdanke ich mehreren Engeln, die alles dafür getan haben, damit ich ins Leben zurückfinde. Ich danke dem medizinischen Personal im Sheba-Krankenhaus, Tel-HaShomer, unter der Leitung von Dr. Noya Shilo; meiner Psychologin Yifat Greenwald-Cohen; sowie der klinischen Sozialarbeiterin Simi Maya. Sie alle haben mir geholfen, mich psychisch zu erholen. Und ich danke Ronit und Rami Shviro, die mich in ihr Haus und ihre Herzen einließen.

Mit Blick auf das Buch selbst danke ich Dr. Sharon Mazlian-Levy, einer Freundin der Familie, die die Idee zu diesem Buch hatte; Rechtsanwalt Dr. Ziv Preis für seine juristische Beratung und den Menschen bei SellaMeir Publishing, die es ins Werk gesetzt haben: dem talentierten Lektor Zvi Ben Meir, der Dutzende Stunden in einem unglaublichen Sprint mit mir verbracht hat, um das Buch, das nun vor Ihnen liegt, Realität werden zu lassen; der Redakteurin Leora Levian für ihr scharfes Auge; sowie dem Verleger Rotem Sela für viele wertvolle Ratschläge und für die Verwirklichung dieses Projekts.

Ein besonderer Dank geht an meine Agenten Jennifer Joel bei CAA und Neil Blair, Rory Scarfe und Liane-Louise Smith von The Blair Partnership.

Ihr Engagement und ihre Expertise haben es mir ermöglicht, meine Geschichte in die Welt zu tragen.

Am 7. Oktober 2023 stürmten Hamas-Terroristen den Kibbuz Be'eri und zerstörten sein Leben. Vor den Augen seiner Frau Lianne und der beiden Töchter Noiya und Yahel barfuß aus der Haustür gezerrt, stürzte Eli Sharabi bald darauf in die erstickende Dunkelheit in den Tunneln der Hamas. Während um ihn herum der Krieg tobte, verbrachte er 491 Tage in Gefangenschaft. Immer in der Hoffnung, dass er seine Familie irgendwann wiedersehen wird. Seine Geschichte handelt von Hunger und Schmerz, von Sehnsucht, Einsamkeit und einer Hilflosigkeit, die die Seele zu zerstören droht. Gleichzeitig ist es eine Geschichte, die auf einzigartige Weise von der menschlichen Stärke zeugt: sich immer und immer wieder auf die Seite des Lebens zu schlagen.

In dem ersten Memoir einer befreiten israelischen Geisel legt Eli Sharabi ein wahrhaft berührendes Zeugnis ab. Für die Menschlichkeit, das Erinnern und das Überleben. *491 Tage* wird so zu einem Buch, das man nie mehr vergisst.

Eli Sharabi überlebte nach seiner Entführung am 7. Oktober 2023 491 Tage in Gefangenschaft der Hamas. Seitdem setzt er sich weltweit für das Schicksal der verbleibenden Geiseln ein, trifft Staats- und Regierungschefs, hält Reden vor den Vereinten Nationen und erzählt seine Geschichte vor Publikum auf der ganzen Welt. Eli Sharabi wurde in Tel Aviv als Sohn eines jemenitischen Vaters und einer marokkanischen Mutter geboren, zog als Teenager in den Kibbuz Be'eri und heiratete später Lianne, eine Britin, mit der er zwei Töchter bekam, Noiya und Yahel, sechzehn und dreizehn Jahre alt.

Ursula Kömen übersetzt aus dem Englischen und hat u. a. Werke von Amir Tibon, Zygmunt Bauman und Jerry Z. Muller übertragen.